

Metallarbeiter-Zeitung

Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis: Monatlich 1 Mark, Einzelnummer 25 Pfennig
Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, U. S.,
Berlin S. 14 - Postfachkonto Stuttgart Nr. 6804

Verantwortlicher Schriftleiter: Erik Kummer
Schriftleitung und Verlagsstelle: Stuttgart, Adlestraße 16
Fernsprecher S.-N. 628 41

erschient wöchentlich am Samstag
Eingetragen in die Reichspostzeitungliste
Schriftsätze ohne Freumschlag werden nicht jurdisgeandt

Die Arbeitslosigkeit als Dauerzustand

Die fünfjährige Arbeitswoche notwendig

In der Nr. 21/1928 der MZ schrieben wir unter der Überschrift „Stabilisierung der Arbeitslosigkeit“, daß die Nationalisierung immer mehr Arbeitskräfte übrig mache und so das Heer der Arbeitslosen vermehre, was schließlich zu einer Verewigung des Glendes für die Betroffenen führe. Und in einem andern Aufsatz von Jbhus im Jahre 1927 wurde zahlenmäßig nachgewiesen, daß die Arbeitslosigkeit gegenüber der Vorkriegszeit nicht nur einen immer größeren Umfang annehme, sondern ihren Zusammenhang mit der Wirtschaftskrise verliere, zu einer selbständigen Erscheinung werde.“

Diese Behauptungen haben sich im Laufe der letzten beiden Jahre als vollkommen richtig erwiesen, wie wir an einigen Zahlen nachweisen werden. Die Krise des Jahres 1925 setzte bekanntlich im Oktober ein und erreichte mit zwei Millionen Hauptunterstützten am 1. April 1926 ihren schlimmsten Stand. Erst ein ganzes Jahr später sank die Zahl unter eine Million, und am 1. Oktober 1927 wurden nur noch 329 734 Hauptunterstützungsempfänger gezählt. Am 15. Januar 1928 waren es aber schon wieder 1,37 Millionen. Der tiefste Stand — 577 000 — in diesem verhältnismäßig guten Geschäftsjahr war am 1. Oktober, also kurz vor Saisonluß. Dann ging wieder auf die Million zu, die schon am 1. Dezember erreicht war. Nun setzte die jahreszeitliche Verschlechterung des Arbeitsmarktes ein, die, noch verschlimmert durch die außerordentliche Kälte, die Zahl der Arbeitslosen am 31. Januar auf 2,4 Millionen steigerte. Die Zahlen von 1928/27 sind also weit überholt.

Um die furchtbare Bedeutung dieser Zahlen richtig ermessen zu können, muß man sie in Vergleich stellen zu der Zahl der Erwerbstätigen überhaupt. Nach der Berufs- und Betriebszählung von 1925 hatten wir in Deutschland rund 32 Millionen Erwerbstätige, darunter 11,5 Millionen weibliche. Nimmt man zu der Zahl der Unterstützungsempfänger noch die Arbeitslosen hinzu, die aus irgendeinem Grunde keine Arbeitslosen- oder Krisenunterstützung erhalten, so dürften rund 3 Millionen Arbeitslose vorhanden sein, also nahezu ein Sechstel aller Erwerbstätigen.

Wir wollen diese Zahlen aber auch noch von einer anderen Seite betrachten. Von 16,78 Millionen im Januar 1929 gegen Arbeitslosigkeit Versicherten sind 14,1 bS Hauptunterstützungsempfänger. Auf 100 Versicherte fallen 10,2 Unterstützte in der Arbeitslosenversicherung, 8 auf die Sonderfürsorge (Saisonarbeiter) und 2,2 auf die Krisenunterstützung. Kein Wunder also, daß die von Unternehmen und Arbeitern aufgebrachten Mittel der Arbeitslosenversicherung nicht mehr ausreichen, daß das Reich Darlehen und Zuschüsse in großem Umfang leisten muß.

Das Schlimmste ist aber, daß wir seit Jahren einen bestimmten Stamm von Arbeitslosen haben, der sich im Jahresdurchschnitt ungefähr zwischen 500 000 und einer Million bewegt. Vor dem Krieg konnten Staat und Wirtschaft eine industrielle Reservearmee von 100- bis 200 000 Mann zur Not ertragen. Aber heute ist es auf die Dauer unerträglich, ein solches Heer von Men-

schcn, die mit ihren Angehörigen ungefähr ein Sechstel der Bevölkerung ausmachen, ohne Lohn und Brot zu wissen.

Von Angehörigen der Rechtsparteien und von vielen Unternehmern wird nun behauptet, daß die Einführung der Arbeitslosenversicherung mit schuld sei an dem hohen Stand der Arbeitslosigkeit. Wenn das wahr wäre, dann dürfte Amerika, das Land ohne Sozialpolitik, keine Arbeitslosen haben. Eingeweihte wissen, daß auch jenseits des großen Reichs seit bald zwei Jahren ein millionenfaches Arbeitslosenheer vorhanden ist. In andern Ländern bescheiden.

Die Arbeitslosigkeit ist also nicht nur eine deutsche, sondern eine internationale Erscheinung, deren Ursachen wir in unserm oben erwähnten Artikel aufgezeigt haben. Was die Bergwerkszeitung, das Blatt der Schwerindustrie, in ihrer Nr. 145 vom Jahre 1928 schrieb, ist Wirklichkeit geworden: „Die Industrie“, so heißt es dort, „führt also die Nationalisierung durch, ohne nach rechts oder nach links zu sehen. Man muß sich darüber klar sein, daß dieser Prozeß noch lange nicht zu Ende ist, daß er weitergeht und daß deshalb zunächst mit der Arbeitslosigkeit als mit einem Dauerzustand gerechnet werden muß.“

Aus den Erfahrungen des letzten Jahrzehnts erwächst also die bittere Erkenntnis, daß die heutige Arbeitslosigkeit, wie Jbhus damals schon mit Recht in diesen Spalten sagte, eine selbständige, von der allgemeinen Wirtschaftslage unabhängige Erscheinung geworden ist.

Aus dieser Erkenntnis aber müssen nun auch die entsprechenden Folgerungen gezogen werden. Doch zuvor eine Feststellung: die Arbeitslosenversicherung reicht nicht mehr aus. Selbst wenn die Beiträge noch um 1/2 oder um 1 bS erhöht werden würden, wäre das noch nicht die richtige Lösung, denn das Ziel muß sein: die Unterbringung in eine Arbeitsstelle, nicht die Unterbringung. Auch die großzügigsten Notstandsarbeiten, wie sie Prof. Dr. Julius Girsch neuerdings fordert, sind kein Allheilmittel. Denn auf die Dauer können auch dafür die Mittel nicht aufgebracht werden.

Wir gehen heute aber unsere vor Jahr und Tag in diesen Spalten gestellten Forderungen, da sie von den Ereignissen überholt sind, hinaus und sagen heute, die Gewerkschaften müssen, dem Beispiel einer Anzahl amerikanischer Gewerkschaften folgend, die fünfjährige Arbeitswoche fordern, damit das Heer der Arbeitslosen nicht nur nicht größer wird, sondern damit es gelingt, wenigstens einen starken Teil der Arbeitslosen wieder in die Betriebe hineinzubringen.

Freilich, auch gegen dieses Mittel läßt sich manches einwenden. Allein es dünkt uns immer noch vernünftiger, eine Million Menschen wieder in geregelte Arbeit zu bringen, als sie dauernd zu unterstützen. Schon wegen der nicht abzufehenden moralischen Verheerung, die ein Dauerzustand der Arbeitslosigkeit in der Arbeiterklasse anzurichten droht.

heranzuziehen, die eine sehr große Rolle während des Streiks spielen können.

An den Tatsachen der Zusammenstöße von Streikposten mit Organen der Staatsmacht muß nicht nur den Streikposten, sondern allen Streikenden die Ver-Beisheit der Verbindung zwischen Unternehmer und bürgerlichem Staat gelehrt werden.“

Den Unorganisierten wird in den Richtlinien erhebliche Aufmerksamkeit zugewendet, was eigentlich nicht wundernehmen kann in Anbetracht der großen Rolle, die ihnen von der kommunistischen Oberbehörde zugebach ist. Die sozialistischen Gewerkschafter lassen es sich angelegen sein, den nichtorganisierten Schicksalgenossen ihre Organisation zu gewinnen, damit auch er dazu beitrage, daß das Los der Arbeiterschaft besser wird. Da aber die kommunistische Zentrale eben ein ganz anderes Ziel im Auge hat als die sozialistischen Gewerkschafter, verlangt sie:

„Die Gewerkschaftsopposition soll sich nicht mit der Werbung von Unorganisierten in die reformistischen Verbände zur Zeit von Streiks beschäftigen, weil es dem unorganisierten Arbeiter schwer zu beweisen ist, daß es für ihn vorteilhaft ist, in jenen Verband einzutreten, dessen Führer unmittelbar zur Zeit des Streiks vertreten.“

Es ist reichlich viel, was dieses Mal von Moskau gefordert wird. Es sollen aus Kretzi und Plethi besondere Streikkomitees gebildet werden, um die Kampfleitungen der Gewerkschaften lahmzulegen. Es sollen die „Bonzen“ beobachtet und die gewerkschaftlichen Einrichtungen gestört werden, damit die unbändige Liebe der Moskauer zum Proletariat keine Schranken mehr findet. Es sollen Frauen und Kinder vornehmlich geschickt werden, damit die arbeiterfreundlichen Handlungen der „wirklichen Revolutionäre“ geschützt und getarnt sind. Es sollen die Unorganisierten besonders pfleglich behandelt werden, damit sie durch ihre Zahl der Zerstörung der Gewerkschaften Nachdruck verleihen.

Was der Zweck dieser neuen Richtlinien ist, braucht hier nicht auseinandergelegt zu werden: Das Rezept von der „Einheitsfront“ hat vollständig versagt, und nun soll das Gegenteil, und zwar wirklich ehrlich versucht werden, nämlich die Spaltung der Gewerkschaften. Diese Annahme wird erhärtet durch den Kommunisten Calm in Offenbach, demzufolge Polonsky, das Haupt der moskowitzischen Zentrale, in der Dezemberbesprechung der Roten Gewerkschafts-Internationale offenerzigt erklärt hat:

„Ja wohl, unsere Anweisungen bedeuten die Spaltung u. Wir befinden uns in einer Sackgasse, aus der wir nur durch die Spaltung der reformistischen Verbände herauskommen.“

Die Tatsache von der Sackgasse, und keineswegs nur in Deutschland, ist jedem bekannt, der die internationale kommunistische Presse einigermaßen aufmerksam verfolgt. In allen Ländern geht der Rest der kommunistischen Gewerkschaften den Kretzgang, die „revolutionären“ Kraftworte finden immer weniger willige Proletariatsöhren und selbst über die unverbünftlichsten der moskowitzischen Wortführer ist die Stunde des Abbergs gekommen. Und während das kommunistische Geschäft allenthalben immer mehr niedergeht, nehmen die sozialistischen Gewerkschaften an Zahl, Kraft und Selbstvertrauen mächtig zu!

Nun wird versucht, durch die offene Spaltung der Gewerkschaften aus der Sackgasse herauszukommen. Wir glauben, dazu ist es heute etwas zu spät. Läge einem das Wohl der Arbeiterklasse nicht so sehr am Herzen, man möchte die praktische Anwendung der neuen Richtlinien einmal auf gewisser Grundlage wünschen. Dieses eine Mal würde eine dermaßen heilsame Lehre für die P-rossenen sein, daß es sie zu keiner Wiederholung mehr gelüftete. Und wenn es irgendwo mit Hilfe der Kommunisten zu einem Betriebsrat von Unorganisierten kommen sollte, werden diesem Betriebsrat vom Unternehmer soviel garstige Stunden bereitet werden, daß er sein Amt andern übergeben muß. Aber, wie gesagt, für solche Übungen, wie sie die Richtlinien vorschreiben, ist es heute zu spät. Sie fordern mehr, als ein anfängiger deutscher Arbeiter verdauen kann. Diese Wahrheit ist übrigens auch Gemeingut sehr vieler Hausen kommunistischer Gewerkschafter. Sie machen einfach nicht mehr mit. In zahlreichen Orten hat wegen der Richtlinien eine Spaltung in den kommunistischen Reihen eingesetzt. Die Gespaltener bekämpfen sich mit der ihnen üblichen Kritik. Die sozialistischen Gewerkschafter können da getrost mit dem Gewehr bei Fuß stehen, weil sich die kommunistischen Freunde von gestern gegenseitig den Standpunkt in einer Weise klarmachen, die einer Verbollkommnung nicht bedarf.

Der neueste kommunistische Krampf

„Ja wohl, unsere Anweisungen bedeuten die Spaltung!“

Das oberste Ziel der Zentrale der kommunistischen Partei ist es von jeher gewesen, die sozialistischen Gewerkschaften zu spalten und zu zerstören. Die Erfüllung dieser Aufgabe ist insonderheit der Roten Gewerkschafts-Internationale anvertraut. Das hohe Ziel wurde mit verschiedensten Mitteln und auf verschiedenen Wegen zu erreichen versucht. So wurde beispielsweise die Lösung ausgegeben: Aus aus den Gewerkschaften! womit die sozialistischen Gewerkschaften geschwächt und von außen erkränkt werden sollten. Allermwärts wurden besondere „revolutionäre“ Organisationen gegründet und in den Betrieben wie bei Lohnbewegungen Spaltungspilze fleißig gesetzt. So schließlich dies auch für das Streben der Arbeiterschaft nach Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage war, die sozialistischen Gewerkschaften mußten es begrüßen, daß die „wirklich revolutionären Gewerkschafter“ nun selbst begannen, der Welt zu zeigen, wie man die Sache des Proletariats zu fördern vermoge. Viel Seide scheinen indessen die kommunistischen Sonderbünde nicht auf die Spule ihrer Partei gebracht zu haben, denn bald wurde ihnen die Weisung gegeben: Keu in die Gewerkschaften! In manchen Ländern und Berufen wollte man jedoch nicht einsehen, daß man durch Behrthschwendung, in der entgegengesetzten Richtung eher zu dem hohen Ziele zu kommen vermöchte. Die Folge dieser Einheitslosigkeit war der Fortbestand von einer Reihe von kommunistischen und gleichwertigen Verbänden. Zu tatkräftigem Leben sind sie jedoch nirgends geblieben und ihr Lebenspfaden verdünnte sich beängstigend mit jeder Handlung, die sie auf wirtschaftlichem Gebiete vorzunehmen den Anlauf nahmen.

Mit schwindmüchtigen Organisationen aber ist dem kommunistischen Zwecke nicht zu dienen. So wurde denn versucht, sie mit einer neuen Medizin aufzufrischen. Die „Einheitsfront“ wurde vorgeschrieben. Diese Arznei ist mit unbestreitbarem Eifer und unerreichter Rücksichtslosigkeit in allen Ländern angepriesen worden. Der Kranz wäre wohl auch zum Heile der kommunistischen Not ausgefallen — wenn ihn die „Reformisten“ geschluckt hätten. Allein, diese vermaledeiten Kerle beschmupperten wohl die Medizinflasche, hüteten sich aber sehr, von ihr zu trinken. Weil die Reformisten das Tränklein nicht schluckten, sind sie von den Medizinmännern in Moskau und ihren Jüngern heillos gelästert worden. Kein Saimpswort ist unangewendet geblieben. So sehr man die Lästernng auch steigern möchte, die „Reformisten“ blieben hoffbeintig. Demnach war mit dem Tränklein der „Einheitsfront“ nichts zu machen.

Wenn es mit der „Einheitsfront“, wie die Erfahrung lehrt, nun einmal nicht geht, so muß man es eben wieder mal mit dem straden Gegenteil versuchen. Und also soll es fortan geschehen. Die Art und Weise, wie es zu geschehen hat, wurde in einer Zusammenkunft kund und zu wissen getan, die im Januar zu Berlin stattfand. Dort ist den kommunistischen Funktionären ein neues Rezept aufgestellt worden, das in der Zentrale von Moskau geschrieben wurde. Dem großen Zwecke entsprechend ist das Rezept, Richtlinien benannt, lang, sehr lang, es füllt acht eng beschriebene Seiten. Damit die guten Proleten sich nicht der lieblichen Mission widerlegen, zu der sie von der kommunistischen Zentrale ausersehen sind, müssen sie natürlich vorbereitet werden.

Um die Vorbereitung möglichst gut zu machen, sollen die kommunistischen Funktionäre in Versammlungen und von Mann zu Mann jene Elemente der parteilosen, reformistischen, anarcho-syndikalistischen und katholischen Arbeiter“ feststellen, die in den Kampf gegen die Gewerkschaftsbürokratie einbezogen werden können. Beim Herannahen einer Ausperrung sollen Kampfkomitees gebildet werden aus Leuten, ob sie organisiert oder nicht organisiert sind. Gleichzeitig muß die erbitterteste Agitation „gegen die von oben ernannten Streikkomitees und gegen die Versuche der Gewerkschaftsbürokratie, die Führung des Kampfes solchen Komitees zu übergeben, geführt werden.“

Das Streikkomitee muß zur Aufgabe haben, den reformistischen Verband aus dem Betrieb zu verbängen und die Führung des Kampfes aus seinen Händen zu reißen.

Das Streikkomitee muß eine Beobachtung der Gewerkschaftsbürokraten organisieren, ihre Tätigkeit verfolgen, Demonstrationen vor den Verbandsbüros im Fall von Geheimverhandlungen und Nachaktionen organisieren, Versammlungen der Organisierten und Unorganisierten einberufen und die Verjagung der Gewerkschaftsbürokraten verlangen, Geldsammlungen veranstalten und allen Entscheidenden helfen, insbesondere in den Kreisen der sozialdemokratischen und katholischen Arbeiter, das Vertrauen zum reformistischen, katholischen Gewerkschaftsapparat zu zerstören.“

Die kommunistischen Funktionäre erhalten durch die Richtlinien noch lieblichere Anweisungen. Zum Beispiel:

„Es ist sehr nützlich, spezielle Demonstrationen von Arbeiterfrauen und -Kindern gegen Streikbrecher und die sie verteidigenden Polizeibteilungen zu veranstalten. Besonders wünschenswert ist es, zum Streikpostenstehen und zu den Selbstschußabteilungen die Mitglieder von Sportorganisationen

Aus dem Inhalt

	Seite
Die Arbeitslosigkeit als Dauerzustand — Der neueste kommunistische Krampf	81
Zur Kritik der Schlichtungsordnung — Sozialpolitik in der Werkszeitung	82
Neue Schutzvorrichtungen — Runden und Schärpen der Schleifscheiben	83
Sparsamkeit — Die Schuhe der „gnädigen“ Frau — Arbeitslos	84
Religion der Arbeit — Brückenbauer über den Rhein — Fernando de Noronha — Der Giftgasmann — Angestelltenjugend und Gewerkschaft	85
Ist Bandarbeit für uns nachteilig? — Auf dem Kriegspfad gegen Gewerkschafter	86
Spiegelbild der Wirtschaftslage Englands — Konferenz der mitteleuropäischen Hüttenarbeiter — Sowjet-russland	87



Technik und Werkstatt



Neue Schutzvorrichtungen

Das Anschwellen der Unfälle trotz aller Gegenwirkung und Aufmerksamkeit weist auf die Notwendigkeit hin, mit allen Mitteln Unfallgefahren zu beseitigen und zu verhindern. Allgemein muß gesagt werden, daß die Frage des Unfallschutzes noch immer nicht die notwendige Aufmerksamkeit gefunden hat, wenn auch in manchen Betriebsstätten außerordentliche Maßnahmen getroffen worden sind. Der Unfallschutz ist eine Angelegenheit, die jeden im Betrieb beschäftigten Arbeiter, aber auch jeden Unternehmer angeht. Bekanntlich haften der Betriebsinhaber für Unfälle, die durch Unterlassung einschlägiger Unfallverhütungsvorschriften entstanden sind. Die gleiche Haftpflicht besteht für den Vertreter des Unternehmers, für die Betriebsleiter, Meister u. dergl.

Betriebsunfälle geben häufig Veranlassung, bestimmte Gefahrenquellen durch Schutzvorrichtungen besonderer Art zu beseitigen. Viele solcher Schutzvorrichtungen können ohne weiteres auch in anderen Betrieben Verwendung finden, weshalb es zweckmäßig sein wird, an dieser Stelle auf derartige Neuerungen hinzuweisen und die speziellen Verwendungszwecke zu erläutern.

In jedem Betrieb wird wohl eine Leiter für Arbeiten an Transmissionsen u. dergl. benützt. Die gewöhnliche Leiter ist in ausgesprochenem Maße gefährlich und es ist meist eine besondere Hilfskraft nötig, die das Begleitende der Leiter verhindern soll. Neuerdings sind verschiedene Leiterarten auf den Markt gekommen, die das Ausgleiten der Leiterholme verhindern und damit eine besondere Hilfskraft unnötig machen. Diese Leiterarten beruhen auf dem hohen Reibungsstand, den die muldenförmigen an die Grundplatte geschraubten Gummifüßchen hervorrufen. Die Gummifüßchen werden in wenigen Augenblicken mittels Schraubzwingen befestigt. Bei glatten, fettigen oder öligen Böden werden anstatt der Gummifüßchen besondere Unterlegplatten benützt, die unten mit kräftigen Spigen versehen sind. Eine Verbindung zwischen Gummifüßchen und Spigen gestattet eine wahlweise Verwendung durch bloßes Herumschieben der Sicherheitsvorrichtung.

Wie jeder Fachmann weiß, bietet die Fräsmaschine in allen ihren Ausführungen manche Unfallmöglichkeit. Zum Beispiel ist die Schraubenschlitzfräsmaschine durch den oft völlig ungenügenden Schutz des rotierenden Schlitzfräasers und durch die Handführung der Schrauben außerordentlich gefährlich. Ein praktisch bewährter Fräaserschutz für Schraubenschlitzmaschinen ist vor kurzer Zeit bekannt geworden und sollte wegen seiner Wirksamkeit weite Verbreitung finden. Bei diesem Fräaserschutz befindet sich der Scheibenfräser zwischen zwei Schutzscheiben, die eine zufällige Berührung des laufenden Fräasers ausschließen. Die zu schützenden Schrauben werden in einem Revolverkopf befestigt, der an seinem Umfang vier Schrauben aufnimmt. Während der Revolverkopf an den Scheibenfräser herangeführt wird und dabei die eingesezte Schraube ihren Schütz erhält, wird die am unteren Punkt des Umfangs eingespannte Schraube aus dem Revolverkopf herausgenommen.

Die Pressen sind ebenfalls höchst gefährliche Maschinen, die einen erheblichen Satz der Betriebsunfälle verursachen. Von der großen Zahl mannigfaltiger Schutzvorrichtungen mögen einige wirksame und in der Praxis eingeführte herausgegriffen werden: Sehr zweckmäßig ist ein Pressenschutz, der das Einsetzen des Arbeitsstückes von Hand überflüssig macht. Das Pressstück wird auf einen Schlitten gesetzt, der durch eine Feder selbsttätig unter den Stempel befördert wird. Nach erfolgter Bearbeitung läßt sich der Schlitten mit dem Arbeitsstück unter dem Stempel hervorzuziehen, ohne daß dabei die bedienende Hand unter den Stempel gelangen kann. Es wird ausdrücklich betont, daß dieser Pressenschutz eine Verminderung der Arbeitsleistung nicht zur Folge hat. Ein weiterer, sehr wirksamer Schutz an Pressen, vornehmlich an Exzentropressen, ist die sogenannte Zweihandbedienung. Sie besteht darin, daß die Inbetriebsetzung der Maschine durch Einrückung von zwei Handhebeln erfolgt, die seitlich am Maschinenkörper oberhalb des Tisches angebracht sind. Es ist darauf zu sehen, daß neu angebaute Pressen gleich mit dieser zweckentsprechenden Zweihandbedienung ausgerüstet sind.

Für Handspindelpressen war bisher, trotz vielen Konstruktionen, eine brauchbare Schutzvorrichtung noch nicht auf dem Markt. Neuerdings wurde eine Sicherung hergestellt, die sich durchaus bewährt hat. Sie besteht darin, daß ein auf der unteren Platte verschleißbar angeordneter Keil die Betätigung des Planierungstempels durch den Schwengel sperrt. Die Verschiebung des Keils und damit die Freigabe des Stempels erfolgt durch einen Hebel. Zur Inangabelegung der Presse sind beide Hände erforderlich. Während die linke Hand die Sperrung löst, betätigt die rechte den Schwengel und damit den Planierungstempel. Ein Nachgreifen mit der linken Hand ist also ausgeschlossen. Die Vorrichtung kann sowohl für doppelständige als auch für einständige Pressen gebaut werden.

Ein Pressen-Fingerschutz, der sich an allen Pressen, auch an schrägstellbaren anbringen läßt, kann nach praktischer Erprobung gleichfalls empfohlen werden. Er besteht aus einem auf einer gemeinsamen Grundplatte untergebrachten Erstem von Hebeln und Gestängen, das derart mit dem Fußtritt und der Kupplung verbunden ist, daß im Ruhezustand der Presse eine Verbindung zwischen Fußtritt und Kupplung nicht besteht. Diese Unterbrechung bleibt auch beim Niedertreten des Fußtritts erhalten; die Kupplung rückt sich also nicht ein, wenn ein Hindernis (Hand oder Finger des Arbeiters) ein vollständiges Ausschlagen des Schutzflügels nicht zuläßt. Die Verbindung zwischen Fußtritt und Kupplung und damit ein Einrücken der Kupplung kann nur erfolgen, wenn der Schutzflügel ungehindert eine volle Schwingungsbewegung ausführen kann. Die nachträgliche Anbringung der Schutzvorrichtung an älteren Pressen erfolgt mittels zweier Schrauben durch zwei von vier davon vorgegebenen Schlitzen der Grundplatte und durch Verbindung einer Schiene mit der Kupplung und dem Fußtrittsaufhänger.

Die immer wieder vorkommenden Unfälle an Drehbänken durch ungezügelt Schraubenfutter und Drehherzen geben Veranlassung, darauf hinzuweisen, daß es vollkommen geht, jede Schraubenfutter und Drehherze gibt, die jede Fingerverletzung ausschließen. So läßt sich mit verhältnismäßig wenig Mühe ein Schutzring um ein Schraubenfutter legen, der durch einige Zentrierschrauben gehalten wird. Diese Zentrierschrauben werden, mit Gegenmuttern versehen, zwischen die

Spannschrauben des Futters eingefügt. Die Bewegung der Spannschrauben kann dann allerdings nicht mehr von oben, sondern muß seitwärts erfolgen. Ein gewöhnliches Drehherz ist dadurch unsicherer zu machen, daß man es zwischen zwei runden Holzscheiben einsetzt, die durch versenkte Holzschrauben zusammengehalten werden. Für den Mitnehmerstift wird in die Holzscheiben ein Loch gebohrt. Es gibt auch käufliche Sicherheits-Drehbankmitnehmer, bei denen das Drehherz von einem Schutzring umgeben ist.

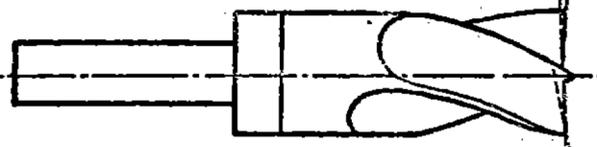
Zum Riemenrücken und Riemenumlegen haben verschiedene Firmen sehr zweckentsprechende mechanische Vorrichtungen konstruiert, die noch viel zu wenig bekannt und in der Praxis gebräuchlich sind. So ist für das Umlegen von Riemen an Werkzeugmaschinen mit Stufen Scheibenantrieb eine Vorrichtung neu herausgebracht worden, die die gefährliche Riemenaufgelegelate ausschaltet. Dieser Riemenumleger besteht aus einem rechteckigen, den Riemen umfassenden Rahmen, der drehbar in einem Ring angeordnet ist und so jeder Riemenlage folgen kann. Der Ring wird von zwei parallelen Stangen getragen, die in einem Roben geführt sind. Dieser ist durch eine Stellschraube an einer Stange befestigt, die zum Stande des Arbeiters führt und an ihren beiden Enden drehbar gelagert ist. In einfacher Weise läßt sich diese Lagerung durch entsprechend gebogene Flach-eisen, die einerseits in der Nähe des Vorgeleges, andererseits an der Maschine befestigt sind, erreichen. Ein Handgriff ist zur Betätigung des Riemenumlegers vom Arbeitsplatz aus erreichbar angebracht.

Das unbeabsichtigte oder selbsttätige Einrücken des Riemens von der Los- auf die Festscheibe hat ebenfalls schon sehr viele Unfälle verursacht. Manchmal ist es schwierig, eine Ausrückvorrichtung für den Riemen anzubringen, wenn von einem bestimmten Punkte aus die Still- oder Inbetriebsetzung der Maschine erfolgen soll. Diesen Schwierigkeiten und Unfallmöglichkeiten wird durch einen neuen Riemenrückrücken ein Ende gemacht. Diese Vorrichtung hat nur ein Zugseil sowohl für das Einrücken als auch für das Ausrücken. Das Zugseil legt eine Scheibe in Drehung, die mittels eines Schaltwerkes der mit der Riemen gabel versehenen Ausrückmaschine die hin- und hergehende Bewegung erteilt. Obwohl nach erfolgtem Hingang als auch Rückgang der Ausrückmaschine wird die Scheibe durch eine besondere Vorrichtung das bei der vorhergehenden Drehung abgelaufene Stück des Zugseils selbsttätig wieder auf, damit die Vorrichtung sofort wieder schaltbereit ist. Sie wird selbsttätig in die gewünschte Lage gesperrt, so daß ein ungewolltes Ein- oder Ausrücken ausgeschlossen ist. Das Zugseil kann leicht über Leitrollen nach einem von dem Riementrieb entfernten Orte geleitet werden.

Aus den vorstehend angeführten wenigen Beispielen ist ersichtlich, daß es in jedem Falle Schutzvorrichtungen gibt oder konstruiert werden können. Für jeden verantwortlichen Betriebsmann besteht die Pflicht, die Betriebsverhältnisse, insbesondere als gefährlich bekannte Maschinen oder maschinelle Vorrichtungen auf drohende Unfallmöglichkeiten zu untersuchen und für Abhilfe zu sorgen. Wer es ernst damit nimmt und seine Untergebenen vor Schaden an Leib und Leben bewahren will, wird solche Unfallmöglichkeiten überall vorfinden und vor dem Eintreten eines Unfalls beseitigen.

Ein Bohrer für Leder und Fiber

Beim Bohren von Leder und Fiber erhält man mit den gewöhnlichen Bohrern niemals ein sauberes, glattes Loch. Es ist ratam, für solche Arbeiten einen besonders vorgerichteten Bohrer zu benutzen, wie ihn die Abbildung zeigt. Er wird



hergestellt aus einem allen, abgebrochenen Bohrer und in der Drehbank in die rechte Form gebracht. Wesentlich ist die gutzentrierte Spitze. Die Schnittwinkel sollen 5 Grad betragen.

Kunden und Schärpen der Schleifscheiben

(Nachdruck verboten.)

Jede Schleifscheibe hat die Eigenschaft, nach längerer Benutzung ihre gute Rundung und Schärfe zu verlieren. Neben der Unwirtschaftlichkeit einer ungeschärften und unrunder Scheibe, die natürlich zur Erzielung eines Schließes weit mehr Zeit und Arbeitskraft als eine einwandfreie erfordert, bedeutet dies auch eine große Gefahr für den Arbeiter, da bei hoher Drehzahl leicht ein Zerspringen stattfinden kann.

Es gibt sehr mannigfache Apparate zum Schärpen und Rundmachen der Schleifscheiben. Die meisten dieser Apparate besitzen einen Handgriff, der vorn eine Rodenwalze trägt, die an den Schleifstein herangebracht wird und alle Unebenheiten von demselben entfernt. Die Größe der Walzen richtet sich natürlich nach der Breite des Steines, und zwar sind Walzen von etwa 30 bis 80 Millimeter Breite im Handel.

Die Rodenwalze wird häufig auch durch eine Anzahl nebeneinander liegender gestärkter, starker Nadeln oder durch eine Schneedenwalze ersetzt. Die Roden- und Schneedenwalzen finden bei großen, trockenlaufenden, hartgebrannten Schleifsteinen von Mittel- und Großform Verwendung, während die gestärkten Nadeln sich bei den nachlaufenden Scheiben besonders bewährt haben.

Für kleinere trockenlaufende, hartgebrannte Steine verwendet man am besten Apparate mit gemachten Nadeln aus Sonderstahl, die (je nach der Größe der zu schärfenden Scheibe) 50, 60 oder 70 Millimeter Durchmesser betragen. Mit diesen Apparaten, die eine fast unbegrenzte Lebensdauer besitzen, werden alle Nadeln seitlich ohne Staudenbildung entfernt. Zur Bearbeitung von Sandsteinen, wogu sich die vorgenannten Werkzeuge wegen ihrer Härte und Schärfe nicht eignen, bedient man sich besonders breiter, neben-einanderliegenden, aus Hartguss hergestellten Abdrehrädern.

Um zu besonderen Zwecken die Schleifsteine ständig einem Rundungs- und Schärfeprüf unterziehen zu können, sind alle oben-erwähnten Einrichtungen auch in einer Form im Handel, die das Bestellen derselben an dem Vorgelege des Steins möglich macht. Durch Stellschrauben lassen sich die Nadeln an die Scheibe herandrücken, so daß diese auf Millimeter genau abgegründet werden kann. Ein anderer, in der Praxis gebräuchlicher,

gleichfalls fest aufmontierter Apparat ist besonders für breite Scheiben, wie sie in den Betrieben mit Riemenantrieb laufen, bestimmt. Hier werden mittels eines seitlichen Hebels die Abdrehräder vor dem Stein hin und her bewegt, so daß dieser in seiner ganzen Breite von denselben behandelt wird.

Der Schlus sei noch auf die Diamantwerkzeuge hingewiesen, die auch häufig beim Abrunden und Schärpen von Schmirgelscheiben Verwendung finden, insbesondere wenn es sich um Scheiben handelt, die zur Ausführung von Präzisionschleifen dienen. G. St.

Die neuzeitlichen Handfeuerlöcher

Handfeuerlöcher finden in der letzten Zeit immer weitere Verwendung. Nicht nur in der Industrie und im Gewerbe, sondern auch in der Landwirtschaft und im Haushalt sind sie immer mehr anzutreffen. Es bricht sich eben die Erkenntnis Bahn, daß der Mehrzahl der Brände im Augenblick des Entstehens leicht mit einfachen Mitteln wirksam zu begegnen ist, während andererseits bei unzeitigem Zutreten bis zum Eintreffen der Feuerwehre die Feuerbrunst meist schon große Ausdehnung angenommen hat. Die früher häufig bereit gehaltenen Wasserreimer und kleinen Handfeuerpumpen haben heute durchweg den dynamisch wirkenden Handfeuerlöcher Platz gemacht. Die großen Vorzüge dieser kinderleicht zu bedienenden Apparate, die sich schon in einer großen Zahl von Fällen glänzend bewährten, liegen darin, daß sie jederzeit zur Verwendung bereit und selbst im Abstand von mehreren Metern von der Brandstelle noch sehr wirksam sind.

Man kann drei Arten von chemischen Handfeuerlöchern unterscheiden: Die Soda-Säure-Typen, den Schaumlöcher und den Kohlenstoff-Tetrachlorid-Apparat. Die erstere Ausführungsform ist die am besten bekannte und auch die zuerst zur Einführung gekommene. Das feuerlöschende Mittel wird hier erzeugt, indem man auf eine Soda-lösung eine Säure einwirken läßt, die beide so gewählt sind, daß bei dem Zusammengeben ein genügend hoher Kohlenäuredruck entsteht, um den gesamten Behälterinhalt im Strahl herauszupressen. Die beiden Flüssigkeiten werden im Handfeuerlöcher getrennt aufbewahrt, bis sie im Augenblick ihrer Verwendung nach der einen oder anderen Art zur Umsetzung gelangen. Die gebräuchlichste Methode besteht darin, durch Niederdrücken eines kleinen Kolbens die Säurelösung zu zerbrechen oder durch Umwenden des Apparates die nur durch einen leicht aufgesetzten Stopfen verschlossene Säure-lösung zum Auslaufen zu bringen.

Der Schaumlöcher ist jüngerer Datums und wird benützt, wenn leicht entzündbare Flüssigkeiten, wie Petroleum und Benzin, zu brennen beginnen. Zur Verwendung gelangt hier in der Regel eine Säure und eine Lösung von doppeltkohlensaurem Natrium, der irgend ein Schaummittel beigegeben ist. Beim Zusammengeben dieser Bestandteile entsteht ein dichter Schaum, der, da er leichter ist als die brennende Flüssigkeit, auf dieser schwimmt und wie ein geschlossener Puffer die Luft abhält und so die Verbrennung verhindert. Der entstehende Schaum nimmt etwa den 8- bis 10fachen Raum der zu seiner Erzeugung benötigten Flüssigkeiten ein. Bei der dritten oben angeführten Art von Feuerlöchern kommt eine besondere Flüssigkeit, das Kohlenstofftetrachlorid zur Anwendung, das im Augenblick der Gefahr aus dem Behälter herausgespritzt wird und in Berührung mit dem Feuer Dämpfe entwickelt, die das brennende Material vollkommen von der Luft abschließen. Der erwähnte chemische Stoff hat wertvolle Eigenschaften; er ist nicht zerfetzlich, gestirkt nicht und ist vor allem ein Nichtleiter der Elektrizität und deshalb besonders in solchen Brandfällen angezeigt, wo unter Spannung stehende elektrische Leitungen oder Apparate zugegen sind und die Betätigung der anderen mit Wasser arbeitenden Feuerlöcher für die Menschen eine Gefahr bedeuten würde.

Kunstseide

Mittels eines sehr einfachen chemischen Versuches können wir uns ein Verfahren vor Augen führen, nach dem künstliche Seide hergestellt wird.

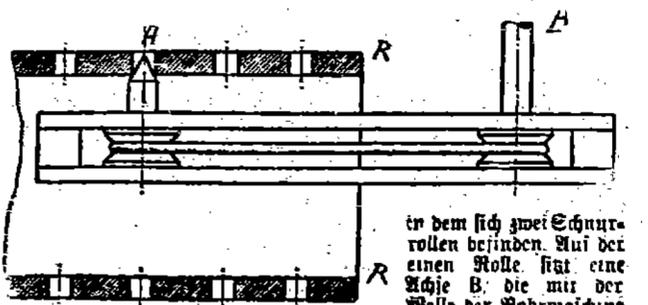
Wir lösen 20 g Kupfersulfat (Kupfervitriol CuSO₄, blaue Kristalle) in 50 cem Wasser und 20 g Natriumhydroxyd (Natron NaOH, weiße Stangen) in 40 cem Wasser. In die Kupferlösung gießen wir dann etwas von der Natronlösung hinein. Es entsteht ein blauer Niederschlag von Kupferhydroxyd (Cu(OH)₂), und wir füllen nun solange Natronlösung nach, bis sich kein weiterer Niederschlag mehr bildet. Ein Zuviel an Lauge schadet nicht. Den Niederschlag lassen wir sich absetzen und gießen dann die darüber stehende Flüssigkeit vorsichtig ab. Darauf füllen wir mit Wasser nach, schütteln, lassen wieder absetzen, gießen ab und wiederholen das einige Male. Man nennt dieses Verfahren Delantieren; es dient zum Auswaschen und Reinigen des Niederschlages. Schließlich lassen wir die Mischung samt dem letzten Waschwasser durch einen Filter laufen.

Nun bringen wir den biden blauen Inhalt des Filters mittels eines Glasstabes in ein Schiß, das 20 cem starken Ammoniak (Salmiatgeist) enthält, wobei eine tiefblaue Flüssigkeit entsteht, eine Lösung von Cupriammoniumsulfat, auch schwefelsaures Kupferoxydammoniat genannt.

Damit haben wir das auch in der Technik verwendete Lösungsmittel gewonnen, das der Herstellung künstlicher Seide dient. Als Ausgangsmaterial benützt man Zellstoff; wir nehmen am einfachsten ein Stück Filterpapier und legen es in die Flüssigkeit hinein. In unserm Schrauen werden wir beobachten, daß das Papier verschwindet und sich vor unseren Augen in der Flüssigkeit vollständig auflöst. Wir erhalten eine klare, fadenziehende Lösung, aus der wir nun eine gleichmäßige Zellstoffmasse abschneiden können. Zu diesem Zweck verdünnen wir die Lösung erst mit Wasser und setzen verdünnte Schwefelsäure zu. Es entsteht eine gallertartige Masse, und das ist eben die Kunstseide, wie sie auch in der Technik hergestellt wird; nur fehlt noch die Gestaltgebung durch künstliche Spinnröhren, die wir mit unseren einfachen Mitteln natürlich nicht verwirklichen können.

Das Ausreiben von Bohrungen im Innern von Rohren

Die abgebildete Vorrichtung dient dazu, Bohrungen im Rohreninnern aufzureiben. Sie besteht aus einem langen, schmalen Rahmen,



in dem sich zwei Spinnrollen befinden. Auf der einen Rolle liegt eine Achse B, die mit der Welle der Bohrmaschine verbunden wird. Auf

der anderen Spinnrolle befindet sich das Werkzeug zum Aufreiben (A). Die beiden Scheiben sind durch eine Schraube miteinander verbunden, so daß die Drehung der Bohrmaschine auf den Aufreißer übertragen wird. Man muß natürlich dafür sorgen, daß der Rahmen festgehalten wird und sich nicht mit der Bohrwelle dreht, dann braucht man nur noch das zu bearbeitende Rohr über den Rahmen zu schieben und kann dann die einzelnen Bohrungen bearbeiten.



Familie und Heim



Sparfamkeit

Es gibt wohl keine Hausfrau, die nicht Wert darauf legte, als „Sparfam“ zu gelten. Da aber Sparfamkeit Betätigung fordert, man kann sie nicht im tiefsten Herzenskammerlein einlagern, so sucht sie denn irgendwie Zeugnis abzulegen von ihrem Sparfamkeitsinn. Sparfamkeit ist auch eine jener Tugenden, über die angeblich nur der Deutsche verfügt, nämlich der Treue. Aus dieser „deutschen“ Tugend hat die deutsche Hausfrau im Laufe der Zeiten ein Herrbild gemacht, das sehr oft und nicht ohne Grund zur Zielscheibe für Spott gemacht worden ist. Sparen war also gewissermaßen Ehrensache. Dabei wurde immer hübsch von hinten angefangen. Zunächst mit dem Lohn für die „Dienstboten“. Vor dem Kriege ging das nämlich wunderschön, denn die höchstpeinlichen Arbeitsgerichte waren noch nicht vorhanden. Man sparte auch gänzlich ungekrast am Essen — für die Dienerschaft. Im alten Obrigkeitstaat fanden auch die allerwenigsten etwas dabei. Damals waltete das göttliche „Eben“ selbstherrlich über jeden Untertan.

Diese Art Sparfamkeit gab es natürlich nicht bloß in den Kreisen der oberen Zehntausend, sie herrschte auch in jedem bürgerlichen und in jedem kleinbürgerlichen Haushalt, wo man sich ein „Mädchen halten“ konnte. Die Sparfamkeit erstreckte sich auch auf tote Sachen. Alles mögliche wurde „aufgehoben“, es wurde „verwahrt“. Von allem Möglichen und Unmöglichem konnte man sich nicht trennen. „Vielleicht kann man es doch noch einmal gebrauchen“, und schließlich: „es hat mir doch so gute Dienste geleistet“. Und dann verstaubt man es auf dem Boden, im Keller, in irgendeinem Winkel, wo Platz ist: Vorstufliche, ehemalige Regenschirme, denn es ist „noch viel zu schade“ um das Gestell, und die Krücke wird vielleicht nochmal wieder modern! Da sind alte Gartenlauben, die kein Mensch mehr liebt, Jahrgang 1900. 26 alte Flaschen, leer natürlich. Die beiden Wintermäntel aus der seligen Jugendzeit und die Pelzboas, willkommener Mottenfraß. Sechs festverschürte Pappkartons — was mag ich da wohl eingepackt haben? In der wummeligen Kiste sind alte Strümpfe, ursprünglich zu Patchlappen aufbewahrt, 2 Paar Schuhe, falls man mal einen Kniehauer braucht. Alles Erdentüchle wird „aufgehoben“, weil man doch — so Sparfam ist! Bei jedem Umzug merkt man: die Wirtschaft hat sich vergrößert, wenn man aber genau hinsieht, dann handelt es sich bloß um Gerümpel. Man kann sich einfach von diesem oder jenem nicht trennen. Man kommt sich noch erhoben vor gegenüber so einer „Modernen“, die für das viele Aufheben keinen Sinn zu haben scheint.

Aber ist das wirklich Sparfamkeit? Es ist alles andere als das. Man belastet sich unnütz damit. Ob man den Raum nicht doch besser ausmisten kann, den das alte Gerümpel einnimmt? Kann man nicht vielleicht noch Geld rausbringen, wenn man es dem Althändler überläßt?

In einem aber sind die allerwenigsten Hausfrauen Sparfam: das ist ihre eigene Arbeitskraft! Und dieses wieder aus einer sogenannten, aber falschen Sparfamkeit heraus! Bei der Wäsche zum Beispiel: Die Hausfrau glaubt zu sparen, wenn sie ein oder zwei Handchen Seifenpulver weniger nimmt — und radst sich lieber halb tot, denn die Wäsche muß doch sauber werden. Sie glaubt, ihre Arbeitskraft koste nichts. Sie will „sparen“, wenn sie das Treppenhaus oder den Flur mit kaltem Wasser wäscht — und denkt dabei nicht an den Selbstkostenpreis, ihre Gesundheit, und bezahlt mit Reizen ihre Sparfamkeit. Sie spart sich das Essen vom Tische ab, denn „in den Wagen muß ja reinen“ — um sich das Frauenblatt mit der Familienversicherung halten zu können, denn der Mann darf nicht wissen. Aber der „schöne“ Roman — und — wenn mal was passiert —

Wie oft wird am verkehrten Ende gespart! Oft allerdings aus Unkenntnis, weil man die einzelnen Werte falsch einschätzt und der eigenen forderlichen Leistungsfähigkeit viel zu viel zuwagt. Wer betrachtet überhaupt den Menschen als Wertgegenstand? Viele lassen es allenfalls gelten, daß der mit persönlich nachstehende Mensch mit persönlich wertvoll ist; daß aber seine Arbeitskraft für das **S O L D G A N Z** etwas zu bedeuten habe — das ist doch für viele ein recht fremder Gedanke. Der dumme Schwach, es sei jeder zu verstehen, wie eine Feuertüchlein, ist bekannt. Was gilt ein Mensch? Warum mit dem „Menschenmaterial“ Sparfam sein? Kennen wir noch den Begriff „Samenunter“? Wir wissen doch auch, wie billig die Ware Mensch zum Beispiel auf dem Arbeitsmarkt ist. Da kann man es heutzutage einer Frau nicht verdenken, die immer nur am Notlohn geknallt und am Wochlohn ihre Kräfte verbraucht, daß sie sich ihres eigenen Wertes gar nicht bewußt ist, daß sie also gar nicht weiß, daß sie mit sich selbst und ihrer Kraft Sparfam umgehen muß!

Wir sind zu solchen Dingen erzogen worden, daß der Mensch sehr billig ist, seit die Erträge von Grund und Boden, die Ertragsfähigkeiten der Felder und alle andere Güter der Kultur in der Hand einiger Weniger sind. Das diese Wenigen von „Sparfamkeit“ reden, natürlich von Festhalten und Sparfamkeit, daß das deutsche Volk ein armes Volk sei, daß man sparen müsse, sparen und noch mal sparen, das ist nichts weiter als eine böhmische Pöge. Denn was sparen diese Leute? An der Arbeitskraft „ihre“ Werte ganz gewiß nicht, an der Arbeitszeit ebenfalls nicht. Aber ganze Salomonen werden auf die Straße gesetzt, eben, weil man doch angeblich sparen müsse! Das nennt sich dann volkswirtschaftliches Denken und unglücklich ist „nationaler“ Selbsterhaltung.

Aber jetzt einmal genau hin, was das gilt auch der Frau, deren einziges Kapital ihre Arbeitskraft ist. Das Gerüde von „nationaler“ Sparfamkeit u. dergl. von kapitalistischer Seite ist nichts als Mist, ein Schrott, als ob die Kapitalisten sind international so weit miteinander verknüpft, daß für sie ein nationales Denken überhaupt nicht in Frage kommt. Um dieses Tun und Treiben richtig kennen zu lernen und richtig einschätzen zu können, muß jede Hausfrau an eigener Kraft selbst als möglich zu erörtern versuchen, sie muß sparen mit ihrer eigenen Kraft, um sie an besserer Stelle einsetzen zu können. Ihre forderliche Kraft muß gespart werden, um geistiger Kraft Entlohnungsmöglichkeit zu schaffen.

Bei forderlicher Abspannung kann man geistig nicht regieren. Das ist einer der Gründe, was denatenden der Unternehmern eine langfristige Arbeitszeit nicht billigt; denn dann bezieht die breiten Massen der Arbeiterschaft zu viel Zeit für

ungeschwächtes Denken, das sie voraussichtlich zur Verwirklichung ihrer sozialistischen Ziele einsetzen würden. Lieber setzen sie die eine Hälfte auf die Straße, überlassen sie der Unzufriedenheit und versuchen auf alle mögliche Weise, daß die Arbeiterschaft sich untereinander befiehlt. Wir brauchen aber jedes Fünftel Kraft, und die Hausfrau soll ihre eigenen Kräfte nicht zu gering einschätzen. Sie hat, volkswirtschaftlich und sozialistisch gedacht, eine Verpflichtung ihren Volksgenossen und Volksgenossinnen gegenüber, mit ihrer eigenen Kraft Sparfam zu sein. Nicht um irgendwelcher fadenhäutiger „nationaler“ Belange willen, es kommt darauf an, soviel wie irgend möglich von uns selbst zu erhalten, auch um der andern willen. Es kommt weniger auf das „Womit?“ an, als auf das „Für wen?“. Wir wissen es alle, für wen wir unsere Kräfte sparen müssen: Für unter aller Zukunft. **Hildegarde R.**

Es laut

**Blauhschwarz broht jene Wolkenswand.
Lau kommt der Wind aus West und Süd.
Das macht den Winter krank und müd.
Er gibt das Szepter aus der Hand.
Eiszapfen lösen sich vom Dach.
Der Wiesen Bahrtuch schwindet bald.
Schneefrei und dunkel träumt der Wald;
Bald küßt der Frühlingsgott ihn wach.
„Glud, glud“, sagt's Bächlein immerzu
Und leckt ins dicke Eis ein Loch.
„Glud, glud“, am Ende sieh' ich doch,
Hab lange satt die Winterstuh.
Mit mir wird alles auferstehn:
Der Vogelfang und Blumenduft,
Das Sonnengold, die Lenzeslust
Und auch der Mensch.
Die Liebe macht ihn jung und schön.** **M. Schulz**

Die Schuhe der „gnädigen“ Frau

„Feine Schuhe, gnädige Frau, wirklich elegante Schuhe! Ein richtiges Kunstwerk und an so zierlichen Füßen. — Nein, wirklich ein Meisterwerk — nicht wahr, gnädige Frau?“

„Wahrscheinlich die schönsten Schuhe, die ich je gesehen habe. — Sie sind ein Schmeichler, aber die Schuhe sind ein Kunstwerk, das ist wahr; sie kosten aber auch danach.“

„In der Tat ein richtiges Kunstwerk. Und zu denken, daß ein Arbeiter, ein Schuster ein solcher Künstler sein könnte. Ich habe in meiner Jugend einen solchen Schuster gekannt, an dem wir als Kinder oft lachten. Er hatte einen hängenden Schnurbart, war immer eine ganze Woche lang nicht rasier — die Stoppeln entkehten uns Kinder immer so —; er arbeitete mit aufgeschürmten Armen in einem graun und schwarz gestreiften und immer schmutzigen Hemde und prämierte den ganzen Tag.“

„Aber pfui! Nicht doch!“ lacht von der Gnädigen.

„Gente sind nun allerdings auch die Arbeiter moderner geworden. Sie gehen sauber über die Straße, haben in der Fabrik einen langen Kittel an und arbeiten in hellen Sälen an tatternden Maschinen.“

„Künstler in ihrem Fach — ganz gewiß. Und doch, glauben Sie mir, gnädige Frau, sie arbeiten jahraus jahrein und haben kaum das Nötigste zum Leben. Die Löhne sind so gering, selbst an diesen Kunstwerken von Schönen. Überhaupt herrscht seit Jahren eine Depression in der deutschen Schuhindustrie. Die Amerikaner und die Engländer —“

„Langgelegenes Schmeicheln der Gnädigen.“

„Sie entzündigen, Gnädigste, ich habe Sie gelangweilt? Bin ein schlechter Gesellschaft.“

„Ja, hören Sie auf — reden wir doch von etwas anderem. Wir können das beide ja doch nicht ändern — ich meine das mit den Arbeitern und mit der Depression. — Gott, ich habe auch sehr oft eine Depression.“

„Wohin wünschen Gnädigste, daß ich rede?“

„Wollten Sie nicht diesen Winter nach St. Moritz? Ich meine, Sie sprächen für sich selbst? Wie hat Ihnen übrigens die neue Oper gefallen mit Keller in der Rolle des Helios? — Wir waren Samstag bei Landrats — fabelhaft, sage ich Ihnen.“

„Das Sie sagen — ja. In hagen, immer ganzeln mit die Schuhe vor den Augen. — In diesen, gnädige Frau, wo wäre unsere ganze Kultur, wo wären Ihre Besuche und Vergnügungen, wenn wir keine solchen Künstler unter den Arbeitern hätten?“

„Hegener! — Ja ich glaube, es ist Hegener, aus dem so seine Schuhe gefertigt werden. Ich hatte einen Bekannten, Gnädigste, der sich Hegener hielt, der sie selber wachte und fütterte, der auch die Tiere selbst schlachtete und ihnen das Fell abzog — das muß man doch wohl, ehe man Leder daraus machen kann, nicht wahr?“

„In diesem, gnädige Frau, war einstmal daran zu denken — alle, die so seine Schuhe tragen, wie gnädige Frau, müßten selber erst die Hagen wachen und schließlich den Tieren auch das Fell abziehen, um Leder daraus machen zu können. — Bu drum, gnädige Frau!“

„Es gibt Völkerverhältnisse auf der Erde, vielleicht in Afrika oder in Afrika oder in Polynesien oder sonstwo, wo Frauen und Mädchen nicht nur die Tiere wachen und pflegen, nicht nur schlachten und die Haut abziehen, sondern auch Schuhe daraus herfertigen — freilich nicht so elegant wie die Hagen, gnädige Frau.“

„Doch was rede ich daher? Es gibt Frauen bei fremden Völkern, die —? Hal — Nein, es gibt Millionen Frauen und Mädchen bei uns, bei den sogenannten Kulturvölkern, die nicht nur das Vieh wachen, das Leder gerben und zubereiten, die es färben mit pflanzlichen und ungeschulten Händen — die Schuhe anfertigen in den Fabriken für so wenig Geld, daß sie nie daran denken können, sich Luxusstücke zu kaufen wie Sie, gnädige Frau.“

„Sie hören ich es doch, mit gepflegten Händen und bornehm geübter Kunst zu geben und das Beste und Schönste anzusehen zu können — solche Kunstwerke der Arbeit wie Sie, Gnädigste.“

„Aber zu denken — alle diese Leute, Damen und Herren, die diese schönen und besten Dinge kaufen, müßten sich diese Luxusdinge selber erzeugen und herstellen? — Das ist ja ein Witz. Würden eher ein Schmeichler und in Dürftigkeit herabzuwachen zu denken, gnädige Frau müßte einer Dinge eigenhändig das Fell abziehen, um Leder daraus —“

„Entschuldig — Hören Sie mir auf — ich — mir wird so schwarz vor den Augen — ich — Können Sie mir schnell meine Tasche mit dem Fläschchen —“

J. de Kort.

Arbeitslos

„Mit zwei Leibensgenossen bin ich auf dem Wege zur „Arbeiterbank“, um mir meine erste Unterstüßung — 19 Reichsmark — abzuheben. Ein Strom Beschäftigungsloser — Faulenzer heißen sie hier und da — wagt sich in die „Berberpiepe“, wie das große, graue Gebäude in der Gerberstraße vom Arbeiter genannt wird. Ich unter ihnen betreibe meine Fachabteilung, gebe meine Karte ab und warte. Warte eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, verfruch dann höflich zu fragen: „Ist mein Zahlbogen noch nicht —?“

„Warten Sie, bis Sie drankommen!“ schnauzt mich ein Beamter an.

„Wo warte ich, im Raum ist es wie in einem Öfen: heiß, blass, gedrückte Arbeitslose.“

Nach einer Stunde frage ich wieder. Statt einer Antwort: „Reichmann, Vogt, Thiele, Tobbert, Vogel —.“ Endlich auch mein Name. Keine Stimmung hebt sich.

„Ihr Geld können Sie erst Montag bekommen. Ihr Zahlbogen ist noch nicht fertig.“

„Wiß! Darauf war ich nicht gefaßt. Ich starre das Beamtengeflücht an, erwidere mechanisch: „Ich bin doch aber schon 8 Tage angemeldet und war vorher 3 Wochen krank.“ Darauf er ganz kurz, indem er den Rest eines Schinkenbrötchens in das Gehege seiner Bänke verstaubt: „Da kann ich doch nichts dafür!“

„Ich habe aber keinen Pfennig; kann ich nicht einen Vorschub —?“

„Bei uns gibts keinen Vorschub.“ Dann barisch werdend: „Raffen Sie mich nun endlich in Frieden!“

Er wendet sich zum Nächsten: „Was wollen Sie?“

„Ich muß sofort zum Arzt und möchte um einen Krankenschein bitten!“

Der Beamte murmelt: „Ausgerechnet heute.“ Laut: „Buch!“

„Das habe ich nicht mit. Hier ist meine Stempelliste!“

„Ohne Buch kriegen Sie keinen Schein!“ wird er, dem man das Glend anfieht, angelappt.

„Der Nächste!“

Dieser, ein Männchen, kaum 1 1/2 Meter groß, spricht leise, fast ängstlich. Er wird dabei jäh unterbrochen: „Ich habe Ihnen schon mal gesagt, daß Ihr Zahlbogen nicht hier ist. Sie sollen Montag wiederkommen!“

„Weim Herausretren bereue ich, dem Menschen nicht ein paar kräftige Worte entgegengeflüchelt zu haben. Ich bleibe nachdenklich einen Augenblick im Gang stehen. Plötzlich fahre ich zusammen. Die furchtbar verloffene Stimme eines Ratdieners schnauzt mich an: „Gehen Sie weiter! Los! Stehenbleiben verboten!“

Ein Mutgefühls durchnag mich vom Kopf bis zu den Füßen. Nicht daß, nein, Ekel empfinde ich vor diesen Menschen, vor diesen Erzeugnissen einer „von Gott gewollten Ordnung“.

Wieder auf der Straße, fallen mir die beiden Schupos auf, die am Arbeitsamt auf und ab gehen, den Gummiknüppel in herrensforbernder Bereitschaft. „Versucht, was mögen wir doch für Bestien sein!“ denke ich und warte wieder durch das Schneewasser.

J. Zucholtz.

Dienst am Kinde

„... Darin ist der größte Dienst, den du deinem heranwachsenden Kinde erweisen kannst, daß du es in all seinen Lebensäußerungen ernst nimmst, am ernstesten in seinen intensiven Äußerungen, auch da, wo sie die „manchmal lächerlich“ erscheinen mögen. Ernst nehmen, das heißt nicht tragisch nehmen, das heißt nur den Dingen sachlich klar gegenüberstehen, das heißt aus Klarheit und Liebe dem — oft verzweifelt — Suchenden Wege weisen.“

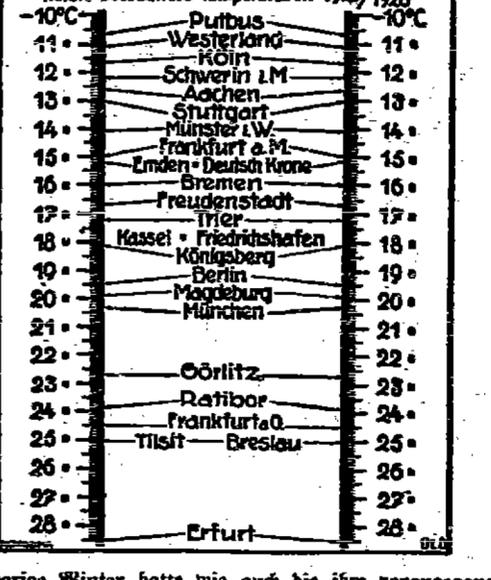
Aus Briefen an die Wohnungsämter

Berehrliches Wohnungsamt! Seit drei Wochen sitze ich nun auf der Straße und warte, bis die Wohnung frei wird. An einer ordentlichen Schlafgelegenheit ist ganz ausgeschlossen, denn meine Frau und ich sind zusammen zwölf Personen. Drei davon müssen auf dem Fußboden schlafen, sowohl in städtischer wie vom gesundheitlichen Standpunkt tief gefährlicher Lage. Hierbei habe ich den Rheumatismus und ein Kind von vier Jahren, welches auf die Feuchtigkeit zurückzuführen ist. Unter diesen Umständen ist ein Familienleben tief bedauerlich, weshalb ich bin Hochbahnschaffner...

Ich habe eine Tochter und zwei Söhne. Wir alle sind so beschränkt, daß wir nur zwei Betten aufstellen können. In dem einen schlafen meine beiden Jungen, in dem andern ich und meine Tochter von vierzehn Jahren, was allein schon gegen das Suchthaus ist.

Ich bin nun seit fünf Monaten verheiratet und meine Frau ist in anderen Umständen. Ich frage das Wohnungsamt: Muß das sein!

Die kältesten Tage des letzten Winters



Der vorige Winter hatte wie auch die ihm vorangegangenen letzten Winter im allgemeinen einen milden Charakter. Nur der Dezember war besonders kalt, wenn auch die sibirische Kälte, die in den letzten Tagen über Europa frostete und wie sie seit 200 Jahren in unseren Regionen nicht mehr bekannt war, längst nicht erreicht wurde. Trotzdem war der Winter 1927/28 in Berlin beispielsweise schon der kälteste seit 1899. Die absolut tiefsten Temperaturen wurden in den meisten Teilen des Reiches in den letzten Dezember-tagen gemessen. Am kältesten war es am 21. Dezember in Erfurt, wo das Thermometer 28,5 Grad Celsius anzeigte.

Religion der Arbeit

Im gefunden Menschen lebt ein starker Betätigungsdrang. Mag das heiße Klima den Menschen in manchen Gebieten der Erde ermüden, mag die Mißbildung des Arbeitslebens in Lohndienst und Erbknechtschaft auch bei uns so manchen gleichgültig gegen das Schaffen machen: im Innern ist da ein Trieb, der nach Betätigung drängt. Die gefunden Glieder sind da, gebraucht zu werden, das gesunde Hirn, umgeleitet zu werden in Werk, in Geist, in Pünktlichkeit. Darum finden wir in den genialen Schöpfermännern stets das gleiche Bedürfnis nach Gestaltung, ganz ohne je die Erwägung des Wertes, des Erfolgs, der Nützlichkeit. Die Leistung muß im Wesen etwas über allen Interessen stehendes sein. Es steht in seinem Wesen höchste Unpersönlichkeit voraus.

Das Werk ist in seinem Wesen ein Dienst an der Wahrheit, ein Dienst an der über allem Einzelnen stehenden Gemeinlichkeit. Werk zu leisten ist im tiefsten Wesen der lebendige Weltgedanke, der da ohne Rücksicht auf den einen oder den anderen nur das über allen Liegende, die Wahrheit, die Gemeinlichkeit kennt.

Dieser große, letzte Gedanke des Schaffens ohne Zweck und Ziel und Nützlichkeit scheint dem gewerkschaftlichen Kampfe um das Recht auf Lohn und soziale Arbeitsgestaltung zu widersprechen, und doch durchläuft den gewerkschaftlichen Kampf wie eine heilige Flamme diese Idee des freien, selbstlosen, dienenden Schaffens.

Sobald die Arbeit, die wir leisten, ausgenutzt wird von anderen, für die wir schaffen, ist sie getrübt, ist sie nicht Wahrheit, nicht Gemeinlichkeit.

Ja, würde eine Gemeinschaft uns zwingen, und wäre es im einzelnen Falle vielleicht auch ungerecht, was sie verlangt: es wäre Gemeinlichkeit, und wir würden ihr dienen. Wir würden gewiß verfluchen, Recht zu schaffen, doch wir würden uns bis zum Erfolg unseres Versuches in den Brauch fügen, aus Ehrfurcht vor dem Gemeinlichkeitsgedanken, das ihn gebracht hat.

Aber von einzelnen, von einer Klasse, durch eine unsoziale Wirtschaftsordnung in seinem Schaffen benachteiligt zu sein! Ausgebeutet zu werden für Gewinn, Dividende! Wer kann es ertragen, wenn er den starken Drang nach Recht, nach Wahrheit und Gemeinlichkeit in sich hat?

Werk zu leisten, ist im tiefsten Wesen sittliche Gebante. Ist menschlicher Dienst, Göttliche Aufgabe gegenüber dem Leben. Und darum wollen wir durch solidarische Bundeskraft zwingen, daß Recht wird, damit das Werk dadurch menschlich werde. Das menschlich freies und freundliches Schaffen ist, da nur das Werk, das aus freier Seele geleistet ist, aus dem Wahrheitsgedanken der Welt quillt. Es liegt da im Kampfe, den wir führen, eine tiefste Tiefe.

Wie hat man immer gebricht vom Göttlichen und geleht und gebläut. Jetzt wird's Zeit. Dr. Gustav Hoffmann.

Brückenbauer über den Rhein

Aber ein Jahr schon baut man an der Brücke, die bei Köln-Mühlheim in einem großen Bogen den Rhein überspannen soll. Und es kann noch ein Jahr vergehen, bis das erste Fußgänger über den neuen Weg tollt.

Aber wer vor einem Jahr die Arbeiter sah, die die schweren Spundbojen in den Strom trieben, dessen Bett sie verengten, um Platz zu bekommen für die neuen Pfeiler, die auf gewonnenem Boden errichtet wurden, der später, wenn einmal das Ganze vollendet ist, wieder fortgetragen wird, daß der Strom frei wie vorher seine Bahn ziehe, wer die Geschäftigkeit sah, die da Masten in die Höhe stellte, Eisen heranschaffte und aufstapelte, Gerüste in den freien Strom baute, der achte nicht, daß das, was an diesem Ufer geschah, Weg hatte auf das, was drüben vor sich ging. Der Strom ging hindurch zwischen zwei Gruppen Schaffender. Der Strom, der überbrückt werden sollte, den aber bereits nur langsam treibende Boote überwand, die träge von einem Ufer zum andern fuhren. Die, wenn man sie an dem andern Ufer ankommen sah, nicht ahnen ließen, daß sie abgefahren waren von diesem Ufer, daß sie Verbindung waren zwischen zwei Welten.

Jetzt aber, ein Jahr der Arbeit und des Kampfes mit den Mächten der Natur liegt dazwischen, ist alles beschwingenheit, Kraft. Deutlich wurde das Gesicht der Brücke, die einmal in klarem Bogen den Rhein überspannen soll. Wie zwei riesige, langgestreckte Katzen, die aufeinander auspringen wollen, liegen die schmalen Träger auf den Gerüsten. Man sieht, sie wollen zusammen, man spürt, sie müssen zusammen, man weiß, eines Tages werden sie diese plumpen Gerüste nicht mehr brauchen, ineinandergekrallt werden sie den Strom überspannen und sie werden nicht mehr zum Sprünge geduckte Katzen, sondern geduldige Träger sein, denen man die Klumpheit ihres Werdens, die Wildheit ihres Sprunges nicht mehr ansieht. Die von Ufer zu Ufer laufen, als wären sie immer dagewesen. Und niemand wird mehr auf die Fährte warten, die jetzt alle paar Minuten schmerzlich über den Strom dampft, und keiner wird lächeln, die Fährte, die ihn an die gerade jetzt fahrende Straßenbahn bringt, zu erreichen. Friedlich wird man über die Brücke gehen, vorbeischiebend an schönen Frauen und einem Bild nun hinunter zu den Schiffen, die nicht mehr warten müssen, wie jetzt, ob ihnen eine Fährte, die oben auf der Spitze eines der halbseitigen Träger weht, den Weg freigibt. Talabwärts, wenn die rote Fahne im Winde steht, bergauf, wenn die weiße Fahne flattert.

Ach es wird niemand mehr warten und da, wo man jetzt die vielen Häuser abreißt, werden neue Häuser stehen, jüngerer mit freierer Aussicht auf den Strom oder auch nur auf den Verkehr, der sich ergiebt wird in diese stille Stadt, die erst aufleben soll durch das Werk dieser Männer, die da mit roten Nennigängern auf den Gerüsten stehen, die ihre freie Brust dem Winde bieten und immer wieder neue Eisen aus den kleinen Schloten, die unter den Gerüsten anlegen (direkt von der Stammfirma in Duisburg kommen die beladenen Schiffe), emporwinden auf das Gerüst und sie ansetzen an die fertigen Teile.

Das ist keine ungefährliche Arbeit, denn über dem freien Strom müssen die Brückenbauer auf schwanken Brettern stehen. Ketten gehören dazu und Mut. Und nur für den Fall, daß Ketten und Mut nicht genügen, die Gefahr des Absturzes zu meistern, wartet unten in schwammigem Boot ein Mann, bereit, sich in das Wasser zu stürzen, den Kollegen, der fiel, zu retten. Zweimal passierte das jüngst an einem Tage, der außerdem einem Zimmermann, der nicht ins Wasser, sondern auf die Gerüstbalken fiel, das Leben kostete.

Inzwischen donnern oben auf den Gerüsten die Nennighammer, furren die Aufreißmaschinen, brummen die Kräne, die ihre Krallen hoch in den Himmel strecken. Von den Ufern her hört man das Rauschen der Kompressoren, die den Riezern, Rietwärmern und Aufreißern die Preßluft bereiten, deren Druck die Arbeit der Hände erleichtert.

Weiter weg sitzen Angler am Ufer. Sie blicken stumm vor sich in das Wasser, unberührt durch das große Werk, das hier seit Jahr und Tag seiner Vollendung entgegengeht. Ein Raler ist gekommen, hat seine Staffelei aufgebaut und malt die Brücke in ihrem Zustand, der Fragment und doch schon fertiges Werk ist, interessant durch das Chaos der Masten und Gerüste des Vielerlei der Verrichtungen und des Vorwärtstretens. Aber während er interessiert der Arbeit der Brückenbauer zuschaut und, ihrer Gewalt hingegeben, seine Einbrüche auf die Leinwand zu bannen versucht, ist er gekränkt, daß andere Menschen ihre freie Zeit nehmen, um ihm bei seiner Arbeit zuzusehen. Und so dreht er seine Leinwand um und schreibt mit großen Buchstaben auf ihre Rückseite: Auf hauer unermüdet. Lassen wir ihn. Wenn er sein Bild erst irgendwo hängen wird, wird er froh sein, wenn einer kommt und es sich ansieht. Von der Brücke her donnert es. Männer werfen einen Kasten von der Schulter. Aufse erlingen. Neue Gerüste entstehen. Kommandos. He he hopp. Ein anderes Kommando: „Frei weg“, und wieder poltert es. Unten rauscht das Fährboot über den Strom. Legt an der neuen Landungsbrücke auf dem westlichen Ufer an. Passagiere steigen aus.

Wälden neugierig hinüber zur Brücke und gehen weiter. Unten im Wasser liegen noch die Pontons der alten Schiffsbrücke. Die „Mühlheimer Brücke“. „An verlaufen“ steht an jedem mit großen Lettern angebracht. Das ist der Lauf der Welt.

Werdan, Erwachen aus dem Dunkel, dem Ungewissen. Im Nicht der Welt stehen und dann eines Tages, wenn, was zu dienen bereit war, ausgedient hat, kommt ein Maler und schreibt das Grabeschild. Zu verlaufen!

Auch dieser Brücke wird es einmal so gehen. Aber das kann lange dauern. Jahrhunderte vielleicht. Jahrzehnte. Jahre, wenn ein Krieg in diese Gegend kommt. Aber das sind müßige Gedanken. Noch steht sie da. Halbfertig. Zwei rote Katzen, zum Sprünge getrebt, wollen zueinander, und der Gesang der Sämler lönt, der auf der Arbeit brault, das Donnern der Fransen großt, daß sie zusammenkommen über den Strom hinweg, der trägt sich durch sein Bett hindurchwäht. Und im Nebel der Ferne tragen die Türme des Kölner Domes gegen den winterlichen Himmel. Erich Grisar.

Fabrik im Frühling

Ein weitgewölbter, hochgespannter Raum, Stahlrippenadern, fensterunterbrochen. Rings Räderrurren, Krankreischen, Hämmerpochen, Und draussen träumt der Lenz zartgrünen Traum...

Qualm wölkt den Raum. Dunst schwellt in dicken Schwaden. Ein Oelgeruch mischt sich mit Schweissgestank. Ganz klein die Menschen: bleich und krumm und krank, Die ruggeschwärtzten Glieder lastbeladen.

Stumm sind die Zungen. Wer da spricht, muß schreien, um all den Höllenlärm zu überdönen. Es quillt von Staub. Es gurgelt dampf wie Söhnen... Vor blinden Scheiben tänzelt Sonnenschein...

Wie langsam-träge doch die Stunde rinnt! Sie aber schulten! Und die Muskeln prallen sich schweißig-schwer und stählern-hart bei allen! Singt draussen nicht ein Fink? Raunis nicht im Wind?

Und Stund um Stunde schleppt im Einerlei des Alltags sich — des Alltags ohne Ende... Arbeit... Schlaf... Arbeit... Zittern euch die Hände? Was kreischt da auf? Ein Rad? Ein Menschenschrei?

Ein Schrei nach Licht? Schrie's einer? Schrie's aller Rauchfahnen geistern schwarz... der Frühling schlich auf scheuen Sohlen fort... Sein Glanz erblich... Und finster-fröstelnd steht die weite Halle. Ludwig Lessem

Fernando de Noronha!

Wenn die großen Passagierdampfer nach Südamerika den Äquator passieren haben und der Zufall es will, daß dies bei Tage geschieht, so sieht man auf dem aperten Grade südlicher Breite eine kleine, ansehnliche mit allen tropischen Reizen ausgestattete Insel. Der westlich gelegene Strand ist flach, weißer, in der Sonne glühender Sand, dahinter ein in dunkelgrüner Pracht prägnanter Palmen-gürtel. Nach Nordosten steigt die Gegend allmählich, um dann plötzlich am äußersten Ende in einem steilen, jaß ins Meer abfallenden spitzen Felsen zu enden. Wie mancher auf dem Sonnenbedeckten Passagier denkt beim Anblick dieses weiterwestlichen Eilandes unwillkürlich: „Welch herrliches Stück Erde!“ Und doch, wie weit gefehlt ist der Gedankengang des flüchtigen Beschauers. Diese von Nord des Dampfers gesehene Insel ist in Wirklichkeit einer der ungesundesten Plätze unseres Planeten. Fernando de Noronha selbst, der Deportationsort der schwersten Verbrecher Brasiliens. Wohl kaum gibt es auf der weiten Welt einen so verhältnismäßig beengten Raum, wo soviel Jammer und Elend, soviel Lafter und Gemeinheit bereint ist. Nur alle vier Wochen legt ein Regierungsdampfer auf Fernando de Noronha an, um die Ablösung der Wachmannschaften zu vollziehen und neuen Proviant zu bringen. Sonst ist es wohl selten einem Menschen vergönnt, außer den lebendigen Toten, die hier nach dem Nachspruch des Gesetzes den letzten Teil ihres Erdenwandels verbringen, diesen Ort des Schreckens zu betreten. Durch einen Zufall konnte auch ich diese Insel auf kurze Zeit besuchen. Als wir mit dem Dampfer „Vorlum“, nach Buenos Aires bestimmt, die Insel passierten, melbete der Ausguckmann Flaggen Signale. Der fällige Regierungsdampfer war aus irgend-einem Grunde ausgeblieben und die Besatzung hat bringend um frisches Wasser. Ich gehörte zu dem Boote, welches bestimmt wurde, das Verlangte an Land zu bringen, und 20 Minuten später betraten wir den hohen Fernando de Noronha. Unter den nidenden Palmen stehen die weißen Häuschen der Wachmannschaften, weiter landeinwärts die Baracken der Deportierten. Die letzteren machen einen behauerndwertigen Eindruck. In kleinen Abteilungen arbeiten die Gefangenen in ihren gestreiften Anzügen beim größten Sonnenbrande in den Salpeterbrühen. Einige der Leute, wahrhaftig die schlimmsten und gewalttätigsten Verbrecher, sind immer zwei und zwei mit dünnen Ketten aneinander gefesselt. Alle Deportierten haben lebenslängliche Verbannung. Lange mögen es ja diese Unglücklichen nicht aushalten. Nur zu deutlich zeigt der resignierte Ausdruck in den tiefstehenden, feierglühenden Augen und die fahle, straff über den Knochen liegende Haut der Gefangenen, daß diese Leute einem unentrinnbaren baldigen Tode verfallen sind. Tag für Tag, nur unterbrochen von den hohen katzenhaften Pfiffen, arbeiten die Leute unter strengster Fron. Erschienen auch die Wachmannschaften uns an stramme Disziplin gewöhnten Deutschen in ihrer saloppen Haltung, die unermüdete Zigarette im Munde, nicht ganz zuverlässig, so ist diese Nachlässigkeit doch nur eine scheinbare. Mehr als einmal sollen sich die Verbannten in den Besitz der Insel haben setzen wollen. Tote gab es auf beiden Seiten, und die Wächter sind gewarnt. Auch Handwerker gibt es auf der Insel. Alle nötigen Arbeiten werden von den Verbannten ausgeführt. So fertigen zum Beispiel einige Tischler die überaus einfachen, mehr einer Apfelstummel-ähnlichen Stühle an. Da die Sterblichkeit eine überaus hohe ist, so stehen immer eine ganze Anzahl dieser Stühle auf Lager, ein weiteres „momento mori“ für die Gefangenen. Senkt der Abend sich auf die Insel, so hört man wohl aus den Baracken die Töne eines Banjos oder die schwirrenden Laute einer Gitarre. Manche dieser musikalischen Südländer haben es sogar zu höher Reife gebracht, den genannten Instrumenten gebracht. Die verführenden Klänge der Musik scheinen auch selbst bei diesen Menschen nicht ganz ohne Einfluß zu sein. Selbst die Wächter treten näher und laufen den Klängen; bedeutet es doch für sie eine angenehme Abwechslung ihres schweren, langweiligen Dienstes. — Eine Flucht von Fernando de Noronha ist so gut wie ausgeschlossen. Nicht allein, daß das brasilianische Festland einige hundert Seemeilen entfernt ist, sondern dieser Meeresteil wimmelt förmlich von riesigen Haifischen. Trotz der größten Wachsamkeit war es einem Gefangenen, einem Portugiesen, gelungen, sich aus Backsteinen und Palmbältern ein Fahrzeug zu bauen. Der Mann entwich eines Nachts aus der Baracke und wurde mit seinem eintürmigen Fahrzeug ausst. Wädrige Winde verführten aber ein schnelles Fortkommen, so daß das Fahrzeug bei

Zageanbruch noch in Sicht der Insel blieb. Der Portugiese wurde entbeut und sofort in Boot zu seiner Verfolgung ausgesetzt. Als der verzweifelte Verbrecher seine Flucht mißglückt sah, sprang er kurz entschlossen ins Meer. Das heranfliegende Boot konnte aber des Entspringenen nicht mehr habhaft werden. Nur einige, in der Morgenjonne graulich schillernde Phylacken gaben noch Zeugnis, wo der Flüchtling von den riesigen Haifischen zerissen worden war. Auch in einem ähnlichen Falle waren die verfolgenden Wachmannschaften Zeuge, wie ein Flüchtling von den Haifischen im Sprünge vom Boot heruntergeholt und zerissen wurde. So sorgen gleichsam Natur und Menschen dafür, daß die auf Fernando de Noronha internierten Unglücklichen ihre Heimat nicht wiedersehen sollen. Andererseits ist das Klima ein derartiges, daß wohl keiner der Deportierten ihm länger als zehn Jahre trotz Naturgemäß halten die farbigen Gefangenen am längsten aus. Aber nicht nur Untertanen der brasilianischen Regierung befinden sich auf der Insel, sondern auch Europäer, sofern sie eines in Brasilien verübten schweren Verbrechens überführt sind, kommen nach Fernando de Noronha. So befand sich auch der bekannte hamburger Wädrhändler Sloman unter den Gefangenen. — Weiter und weiter entfernt sich das Schiff. Immer undeutlicher werden die Konturen der Insel des Schreckens und halb hüllen wogende Nebel das letzte Wahrzeichen Fernando de Noronhas, den steilen Fels, ein, an dessen Fuße die kleine Nieder-lageung liegt, in der einige hundert Menschen ihr Unrecht büßen bis an ihr Ende. R. A.

Der Giftgasmann

Der Mann, der das Giftgas herstellen ließ, hatte alle Taschen voll Geld. Sein Freund hatte kein Geld, weil er Hispanioffeln herstellen ließ. Der Mann bequeme sich, dem ratlos Betrübten seinen Standpunkt zu erklären: „Jede Sache hat zwei Seiten. Alles Geld, das du nicht verdienst, verdienst ich. Dafür bist du mein Freund. Ich werde dich öfter zum Mittagessen einladen und dir auch gelegentlich ein paar Mark geben für kleinere Ausgaben. Du kannst dich erkenntlich zeigen, indem du meiner Frau Gesellschaft leistest. Früher, als die Menschen noch fest an Gott glaubten, waren Hispanioffeln ein gutes Geschäft. Heute sind die Menschen zu unruhig für solche Ware. Heute brauchen sie Giftgas. Mein Fabrikat hat auch zwei Seiten: es gibt mir meinen Lebensunterhalt und schlägt die Konkurrenz, es dient — wie du weißt — zum Antrieb von Flugzeugmotoren und tötet die Bedauernswerten, die Gott dazu bestimmt hat. Es ist nötig, es ist nicht nötig, zu leben. Wenn Gott vernichten will, den schlägt er rechtzeitig mit Blindheit. Auch dich hat er geschlagen, aber dafür hast du mich als Freund. Selbst Gott hat zwei Seiten wie mein Fabrikat: er ist ein giftiges Gas für die Schwachen und ein tragisches Flugzeug für die Starken.“

Der Betrübte meinte darauf: „Es wäre doch schön, wenn es diesen Gott nicht gäbe. Dann könnte man sich mit gutem Gewissen den einfachen Dingen zuwenden, die im Leben so wichtig sind.“

„Gott ist ebenso wichtig wie der Staat, vielleicht sogar noch wichtiger. Er gibt mir die Existenzberechtigung und dir das Bewußtsein deiner Unwürdigkeit.“

„Geld ist vielleicht ganz wertlos.“

„Geld ist wie Gott. Beide haben den Wert, den man ihnen zu geben versteht.“

„Vielleicht ist es wertvoll, zu wissen, was gut und böse ist. Oder einfach alles zu lieben.“

„Das kannst du alles meiner Frau erzählen, die hat Gefühl für so was.“ David Ruffinat

Angestelltenjugend und Gewerkschaft

In wenigen Tagen verlassen wieder Tausende junger Menschen die Schule, um sich dem Berufsleben zuzuwenden. Neben den handwerklichen Berufen erhält auch der kaufmännische Beruf einen großen Zustrom aus den Reihen der Schulentlassenen. Vielen Eltern bereitet es schwere Sorge, für ihren Jungen oder für ihr Mädchen eine geeignete Lehrstelle zu finden. Viele Väter, die jahrelang freigewerkschaftlich organisiert sind und den Wert der freigewerkschaftlichen Organisation für den Aufstieg der Arbeiterklasse erkannt haben, erkundigen sich hin und wieder nach den Erlebnissen des neuen Lehrlings oder Lehrlingens im Betriebe und geben ihnen gute Ratschläge für ihr Verhalten dem Chef oder sonstigen Vorgesetzten gegenüber, aber einen guten Rat vergessen sie ihren Kindern zu geben, einen Rat, den jeder feine Kind bei der Berufsaufnahme eigentlich ohne Aufforderung geben müßte, sich der gewerkschaftlichen Organisation anzuschließen. Wir erleben immer wieder, daß sich Kinder von Arbeitereltern, die sich nicht um die gewerkschaftliche Organisation ihrer Kinder kümmern, solchen gewerkschaftlichen Verbänden anschließen, die wirtschaftlich und politisch reaktionär eingestellt sind und die erbitterten Gegner des Aufstiegs der in den freien Gewerkschaften zusammengeschlossenen Arbeiterklasse sind. Der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband (DHBV), der Gewerkschaftsbund der Angestellten (G. d. A.) und der Verband der weiblichen Angestellten (W. d. A.) wären längst zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken, wenn die Arbeiterklasse ihre Pflicht bei der Beratung und Beeinflussung ihrer in kaufmännischen Berufen tätigen Jugend in bezug auf den Anschluß an eine freie Angestellten-gewerkschaft erfüllen würde. Solange diese Beeinflussung nicht erfolgt, vertritt die Arbeiterklasse die Front ihrer Gegner und erzieht so unbewußt ihre eigene Jugend zu ihren gewerkschaftlichen Feinden. Darum ergeht unser Mahnruf: Überlaßt eure Kinder nicht Angestelltenverbänden, die teilweise politisch-börsisch eingestellt sind und auf der Grundlage der Harmonie zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer aufgebaut sind und damit die wirtschaftliche Lage und die daraus entstehenden Aufgaben der Arbeiterklasse verkennen, sondern führt sie dem freigewerkschaftlichen Zentralverband der Angestellten (Z. d. A.) zu, der die Berufsaufnahme aller fortschrittlichen männlichen und weiblichen kaufmännischen Angestellten und Bürogehilfen ist. Er kämpft Seite an Seite mit den freien Arbeitergewerkschaften um den wirtschaftlichen und sozialen Aufstieg der Arbeiterklasse. Der Zentralverband der Angestellten hat fast überall Ortsgruppen, deren Adresse durch unsere Ortsverwaltung zu erfahren ist. Im Zweifelsfalle wende man sich an die Hauptgeschäftsstelle des Zentralverbandes der Angestellten, Berlin SO 36, Oranienstraße 40/41.

Zweites Arbeiterturnfest in Nürnberg

Die Sozialistische Arbeiter-Sportinternationale hat an ihre Landesverbände nachstehenden Aufruf erlassen:

„Der Deutsche Arbeiter-Turn- und Sportbund hat für den 18. bis 21. Juli 1929 sein 2. Arbeiter-Turn- und Sportfest ausgeschrieben und die Länder der Sozialistischen Arbeiter-Sportinternationale hierzu eingeladen. Das Büro der SAIS hält es für äußerst wertvoll, wenn die einzelnen Länder bei dieser Einladung Gebrauch machen und dadurch das nürnbergische Fest auch zu einer einträchtigen internationalen Kundgebung der proletarischen Massenbewegung machen und erwarten, daß die einzelnen Landesleitungen für ihre aktiven Mitglieder am nürnbergischen Fest die Teilnahme organisieren. Den herrlichen Manifestationen proletarischer Körperkultur von Leipzig, Frankfurt, Wien und Prag wird sich in imposanter Weise Nürnberg hinzugesellen und dadurch zu einem Auftakt für das 2. Olympia 1931 in Wien werden.“

Wie zum 14. Februar wurden bei der Bundesfeierleitung in Leipzig 60 700 Vor-meldungen zur Teilnahme am 2. Bundesfest in Nürnberg abgegeben. Diese Zahl hat sich bis zum 22. Februar erhöht auf 64 820. Burschei herrscht Arbeitslosigkeit und die Arbeiterfamilien leiden unter der Last des anhaltenden Winters. Wenn sich jetzt trotzdem schon an die 65 000 für Nürnberg verpflichteten, ist das ein sicheres Zeichen dafür, daß mit Eintritt der warmen Jahreszeit und der mit ihr verbundenen froheren Stimmung die Arbeiterturner! Auf nach Nürnberg!



Verbandsleben



Ist Bandarbeit für uns nachteilig?

Zu dieser in Nr. 4 der WZ aufgeworfenen Frage möchte ich folgendes bemerken: Da ich anscheinend dieselbe Arbeit habe, wie der Verfasser des genannten Aufsatzes, so kann ich ihm nachfühlen, daß er den vergangenen Zeiten nicht nachtrauert. Auch bei uns herrschten früher die von dem betreffenden Kollegen beschriebenen Zustände, besonders der Unfug von 30 bis 40 Zeile, die man tagtäglich zur Berechnung bringen mußte. Damit hat ja das Band glücklicherweise gründlich aufgeräumt. Ich bin schon deshalb kein Gegner der Bandarbeit, weil sie unbestreitbar eine wesentliche technische Verbesserung gegenüber der alten Arbeitsweise ist und wir als Arbeiter keinen Grund haben, am Alten zu hängen, wenn das Neue für die Allgemeinheit vorteilhaft ist. Aber hier liegt meiner Ansicht nach der wunde Punkt. Die Vorteile der Fließarbeit kommen nicht der Allgemeinheit zugute, sondern die Unternehmer haben es verstanden, sie für sich zu buchen und den Arbeitern einen kläglichen Rest zu lassen. Deshalb kann ich mich mit der günstigen Meinung des Magdeburger Kollegen nicht einverstanden erklären. Nicht das Band verurteile ich, wohl aber die Art und Weise, wie es zum Nachteil der Arbeiter mißbraucht wird.

Im folgenden will ich versuchen, die Nachteile zu schildern, die sich für uns daraus ergeben: Die meisten Facharbeiter hatten sich früher auf Grund ihrer jahrelangen Tätigkeit zu ausgesprochenen Spezialisten herausgearbeitet, die nicht von heute auf morgen ersetzt werden konnten. Es waren feste Stüchpreise da, die von den älteren Kollegen errungen worden waren und gleichmäßig für alle galten. Mit diesen Preisen konnte, bei uns wenigstens, in abwechselnder Arbeit etwas verdient werden. Auch damit hat das Band aufgeräumt. Vor 2 1/2 Jahren kam zu uns ein neuer Kalkulator und führte die Fließarbeit ein. Die Akorde wurden unterteilt und an jede Operation ein Kollege hingefügt. Dann trat der Reistubienbeamte in Tätigkeit. Das Endergebnis dieser Tätigkeit wird bei den Magdeburgern auch nicht anders gewesen sein wie bei uns und anderswo. Einzelne, die begriffen, um was es ging und die sich durchsetzen konnten, waren sogar in der Lage, ihren Verdienst zu steigern, während die Mehrzahl der Kollegen strenger arbeiten muß und dabei weniger verdient als vorher, ganz abgesehen von der teilweise sehr eintönigen gewordenen Arbeit. Gewiß kann ja hier der Arbeiterrat vermitteln eingreifen und den sich benachteiligt fühlenden Kollegen zu ihrem Recht verhelfen; aber das kann er nur in den Fällen tun, die ihm bekannt sind. Und das sind die wenigsten. Durch diese Unterteilung ist nun die Firma nicht mehr in dem Maße wie früher auf schwer zu beschaffende Spezialisten angewiesen, sondern sie kann Frauen an den Anfang des Bandes setzen und jüngere Kollegen, die nach kurzer Einarbeitungszeit in Akorde arbeiten müssen, und man braucht nur noch an den Schluß des Bandes einen oder zwei besser bezahlte Arbeiter zu stellen. Dazu kommt noch die Gefahr, daß diese Kollegen in absehbarer Zeit zu Arbeitern zweiter Klasse mit dementsprechend niedrigerer Bezahlung werden, wie es bei uns schon öfters geschehen ist. Wer hier den größeren Vorteil hat, ist klar. Ich gebe zu, daß wenn die Gleichgültigkeit und Neugierigkeit der Kollegen nicht so groß wäre, auch die Nachteile der Fließarbeit unmerklich werden könnten. Wenn erst die Arbeiter aufhören, in jedem Kalkulator und Ingenieur ein höheres Wesen zu sehen und mehr wie bisher auf ihr Recht bestehen, so wird sich dies auch in der Bezahlung ihrer Arbeitskraft stark bemerkbar machen. Wann aber wird dies der Fall sein? D. S., Stuttgart.

Auf dem Kriegspfad gegen Gewerkschafter

Die kommunistische Partei hat in der Gewerkschaftsfrage ihren Vektoren eine große Schwächung angedeutet, das Kommando ist ergriffen und die Möglichkeit besteht, das Kommando zu übernehmen und die Fließarbeit zu führen, aber nicht wissen, was rechts und links ist und sich aus Angst vor dem Donnerschlag ängstlich im Kreise herumdrehen. Das gibt dröselige Bilder. Am meisten sind die sogenannten „Führer“ im Trend, die den Mitgliedern plausible Begründungen für das Gehen und Hott liefern müssen. Das ist nicht immer leicht und so helfen sie sich — soweit es geht — auf andere Weise. Sie sagen über die Fließarbeit hinweg, hierfür einige Beispiele, die sich in letzter Zeit zugetragen haben und die uns Gewerkschafter besonders angehen:

In Berlin-Rosenthal sprach der Oberkommunist Köpfer aus Magdeburg in einer öffentlichen SPD-Verammlung. Nach dem Vortrag richtete ein Arbeiter dem Redner einen Ausschnitt aus der „Metallarbeiter-Zeitung“ hin, auf der die Aufsage, ob die darin enthaltenen Zahlen über richtige Arbeiterlöhne, die dem „Trend“ entsprechen seien, der Wahrheit entsprechen. Darauf gab der Redner folgende kaffische Antwort: „Arbeiter! Genossen! Jeder weiß, was der Trend für ein konterrevolutionäres Organ ist und damit gibt seine Angaben zu beurteilen.“ Dann ging die Antwort über in ein Geschwätz auf die Gewerkschaftsorganisationen, Reformen und Sozialdemokraten, die den „reformistischen Vorkriegsstand“ begünstigen, und endete in der Auforderung, alles daran zu setzen, den „Trend“, „Trend“ und anderen „ährlichen wehrschwächlichen Gefährd“ zum Trampeln zu zwingen.

Über eine besorgniserregende Feststellung: „Trend“ heißt Arbeit und ist die offizielle Gewerkschaftsorganisation der sozialistischen Gewerkschaften. Die Gewerkschaften sind die Basis der Arbeiterbewegung. Der ganze kommunistische Apparat aus Magdeburg muß es schließlich wissen und seiner Erkenntnis fall keine Schwäche gefehlt sein.

„Selbstbürgerliche Richterempfindlicher Bruder“ word des SPD-Betriebsrates. Die Volkswirtschaft ist in der „Neuen Höhe“ und dann wurde erzählt, daß ein SPD-Betriebsrat eine gewisse Handlung an einem Arbeiter begangen habe, der aus Unkenntnis auf der Arbeitsstelle gerastet und darauf hartnäckig erwidern wollte. Der Einsatz war dem Arbeiter gegenüber habe für den Entlassenen sehr günstig gehalten und ein zufriedenes Urteil wurde festgestellt als erwiesen gewesen. Im letzten Moment sei dann der Vorsitzende des Betriebsrates als Besorgniserregender und habe unter Eid angesetzt, daß der Arbeiter von dem Betrieb nicht entlassen werden solle. Der Arbeiter unterzeichnete darauf ein Dokument, das die Entlassung des Arbeiters bestätigte. Die Arbeit der Neuen Höhe, die von dem benachteiligten Arbeiter selbst verfaßt war, hatte eine gewisse Berechtigung. Die Neue Höhe ignorierte dann die Notig mit der einmündigen erwachsenen Volkswirtschaft und besetzte diesen weniger einmündigen Betriebsratsvorsitzenden hartnäckig als Sozialdemokraten. Im nächsten Augenblick des kommunistischen Mannes gab es, daß in einem Jahr unterliegen sei, dieser Betriebsratsvorsitzende sei ein Mitglied der SPD, dann sei die Sache anders. Die Handlung des Betriebsrates war mit einem Gesetz, was der Arbeiter wurde der Eingabe befreit, der eine öffentliche Kritik an dem Betriebsratsvorsitzenden gab.

Sollen wir uns über solches Treiben aufregen? Das werden wir nicht tun. Die Kommunisten haben sich in ihrer Gewerkschaft längst ebnen und wir wollen ihre Taten nur etwas niedriger fügen. Sie werden in ihren eigenen Tagen erpöhen.

Oppositionelle „Erfolge“ in der Internat. Gararbeiter Co.

Zusätzlich schreibt man uns: Am 21. Januar brach in der Internationalen Gararbeiter Co. eines der größten Werke für landwirtschaftliche Maschinen, ein Streik der Spinnereien aus. Die Ursache dieser Bewegung lag angeblich in

einer Verschlechterung der Akorde. Die Firma wies nach, daß eine Verdienstminderung jedoch nicht eintreten würde und forderte die Belegschaft auf, die Arbeit wieder aufzunehmen. Als dies von den Streikenden abgelehnt wurde, erfolgte die Aussperrung eines Teiles der Spinnerei mit ungefähr 150 Personen. In den übrigen Abteilungen der Maschinenfabrik wurde weitergearbeitet.

Wie üblich, wurde dieser Streik in großen Lettern von der kommunistischen Freiheit in Düsseldorf als ein „Erwachen der revolutionären Arbeiterkraft“ gefeiert. In einer Belegschaftsversammlung erschien dann auch prompt neben den örtlichen kommunistischen Führern ihr Landtagsabgeordneter und Leiter der kommunistischen Gewerkschaftsabteilung Bösch aus Düsseldorf. Seine Rede enthielt zwar nicht viel an praktischen Vorschlägen, wie der Streik zu einem glücklichen Ende geführt werden könne, um so mehr aber böses Geschwätz auf die reformistischen Gewerkschafter und deren Führer.

Von den Streikenden waren ganze sechs Personen gewerkschaftlich organisiert. Die kommunistischen Strategen bemühten sich frampfhaft, den Streik auf den größeren Betrieb, auf die Maschinenfabrik überzuleiten. In diesem Vorhaben wurden sie rechtlich vom ersten Betriebsratsvorsitzenden, der der Opposition angehört, unterstützt. Dieses Beginnen scheiterte jedoch an der Gesamtbelegschaft, die für eine aussichtslose Sache kein Verständnis hatte. Es kam aber noch anders. Die Firma machte nach einer Streikdauer von fünf Tagen bekannt, daß sie Arbeiterinnen einstelle. Das schlug wie eine Bombe ein. Der weitaus größte Teil der Streikenden rannte sich am Fabriktor über den Haufen, um bei der Einstellung den Anschluß nicht zu verpassen.

Als am 1. Februar die Freiheit die stolze Notiz brachte: Heute Entscheidung bei der Internationalen Gararbeiter Co., da hatte sich die ganze Belegschaft bereits entschieden. Allerdings nicht im Sinne des kommunistischen Blattes und seiner Hintermänner, sondern die Arbeit war zu den alten Bedingungen aufgenommen worden, wobei aber jedes Belegschaftsmittel neu eingestellt wurde, also den Verlust früher erworbener Rechte zu verzeichnen hatte. Außerdem kann der Vorsitzende des Betriebsrats nun wieder am Schraubstod arbeiten, da die Firma die Freistellung des Vorsitzenden zurückgezogen hat.

Nach den Berichten der Freiheit ist der — DWS an der Niederrheide der Belegschaft schuld, und zwar weil er in Neuch eine Kommis-sarisch eingekerkerte Verwaltung hat, die die Führung des Streiks ablehnte. Daß der DWS in einem Textilbetrieb nichts zu sagen hat, braucht ein richtiger Kommunist natürlich nicht zu wissen. Unsere linken Freunde haben es immer sehr gut verstanden, die Schuld für ihre Mißerfolge anderen Leuten in die Schuhe zu schieben.

Wie wir oben bereits anführten, waren von den Streikenden ganze sechs Personen organisiert, darunter drei im DWS. Daß dieser die Führung nicht übernehmen konnte, ist wohl eine Selbstverständlichkeit, auch wenn es sich um einen Maschinenbaubetrieb gehandelt hätte, weil er das Streiken mit Unorganisierten anderen überlassen muß. In diesem Streik dürfte die Arbeiterkraft auf neue Weise, wie ihre Sache am besten vertritt. Hoffentlich hat der Ausgang dieses Streiks den beteiligten Arbeitern und Arbeiterinnen die Erkenntnis gebracht, daß nicht Nebenverantwortungsloser Kommunisten, sondern nur der Zusammenfassung in der Organisation bessere Zustände herbeiführen kann.

Das Stiererklausur-Abkommen in Berlin

Von unserer Ortsverwaltung in Berlin wird uns geschrieben: Der DWS hatte mit dem Verband Berliner Metallindustrieller ein Stiererklausur-Abkommen abgeschlossen, und zwar am 8. Oktober 1924. Die Organisation hatte zum Januar 1929 obiges Abkommen gelündigt. Zwischen Industriellen und Arbeitern haben zweimal Verhandlungen stattgefunden. Ein Verständigungsversuch wurde dahingehend beantwortet, daß die Industriellen erklärten, für Ausschluß einen höheren Satz, als er bis dahin im Abkommen bestand, nicht zahlen zu können; im Gegenteil, der Industriellenverband hatte den Auftrag, für Ausschluß nur noch 30 bis 40 zu zahlen, bei dem weder Vorbehalt noch Mangel an Sorgfalt festzustellen ist.

Konkret hat die Branche der Form in einer Versammlung beschlossen, das Abkommen wegen geringfügiger reaktioneller Änderungen abzulehnen, wurde von dem DWS der Schlichtungs-ausschuss angerufen. Dieser hatte seinen Schiedsspruch vom 8. Februar 1929 dahingehend entschieden, daß für den Ausschluß anstelle einer Bezahlung von 55 oder 60 bis jetzt ein allgemeiner Zuschlag von 60 bis erfolgen soll. Die Regelung des Werkzeuggeldes wurde dahin festgelegt, daß für das Forthalten von Werkzeugen einschließlich Haar- und Überputz für Maschinenformer 25 bis, für Sand-former 35 bis, ohne Haar- und Überputz 15 und 20 bis des tariflichen Mindestlohnes ihrer Lohnklasse gezahlt wird.

Eine Vertretersmännerkonferenz nahm zu diesem Schiedsspruch Stellung und ging die Auffassung bei allen Arbeitern dahin, daß der Schiedsspruch trotz verhältnismäßig formaler Änderungen und trotz des Zuschlages von 60 bis ungenügend sei. Die Konferenz hat trotzdem, da die wirtschaftlichen Verhältnisse in den Eisenwerken Berlin zurück keine guten sind, den Schiedsspruch angenommen. Das Abkommenabkommen hat Gültigkeit vom 1. März 1929 an und verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn es nicht 6 Wochen vor Ablauf schriftlich gelündigt wird. Die Regelung des Werkzeuggeldes tritt am 21. Februar 1929 in Kraft und gilt bis zum 23. Februar 1930.

Damit ist die Regelung zwischen dem Verband Berliner Metallindustrieller und unserer Ortsverwaltung in Berlin erledigt.

Metallschleifer, führt auch!

Im Jahr 1908 hat der Vorstand des DWS eine sehr beachtenswerte Schrift über die gesundheitlichen Gefahren des Schleiferberufes herausgegeben. Es ist eine Auftragschrift gegen die damalige Regierung. Ist es heute besser? Wo ist der Auftragsauftrag? Selbst in der Arbeitszeitschreiberei hat man bei der Beratung für uns Kollegen mit der Staublauge keine Notiz genommen. Wenn die Regierichter und der Vorstand dem Auftrag der „Schleifersektion Gelsenkirchen“ stattgibt und durch Franzosen den Zustand des Metallschleiferberufes feststellt, wird noch ein solches Auftragsmaterial als das vor 20 Jahren antage kommen. Man hat in E. nicht in allen Ecken Deutschlands mit der gebotenen Regelmäßigkeit an der Schulung und Erziehung der Berufstätigen gearbeitet. Es ist nicht zu bestreiten, daß an den feststimmten Stellen in den Betrieben ein großer Teil der Kollegen selbst schuld ist. Ja, es gibt einzelne, die sich so betragen, als würden sie die Entengraber des Schleiferberufes sein. Diese Kollegen denken nicht daran, daß durch ihr Verhalten die Gesundheit der Berufskollegen gefährdet wird und daß jeder Nachwuchs später darunter zu leiden hat.

Dieser Anschauung müssen unmissverständlich bekannt werden um der Erhaltung der Arbeitskraft und unserer Gesundheit willen. Gute, nachhaltige Erziehungsmittel kann dadurch geliefert werden, daß die Kollegen aller Schleifereien am Ende jeden Monats einmal zur Versammlungsversammlung kommen, um die Berufsfragen zu klären und die Kollegialität zu pflegen, dann besonders auch, um der Jugend heranzuführen, daß neben dem Sport auch die Stählung der geringen Kräfte für den Kampf ums Dasein notwendig ist, kurz, sie an gewerkschaftlichen Kampfen zu erziehen. Es ist höchste Zeit, daß wir uns überall aufpassen zum Kampf für den Achtstundentag und für gute Arbeitsverhältnisse in den Schleifereien.

Mitteilungen des Vorstandes

Telegrammadresse: Metallvorstand Stuttgart
Telephon-Nummern: C.-L. 62441, 62442, 62443

Mit Sonntag dem 17. März in der 12. Wochenbeilage für die Zeit vom 17. bis 23. März 1929 fällt.

Dreizehnter Männerkursus in Tinz

Die Heimboltschule Tinz ladet zur Teilnahme an ihrem dreizehnten Männerkursus ein. Die Lehrfächer, die in diesem Kurs im Vordergrund stehen, sind: Wirtschaftskunde, Geschichte, Psychologie und Kulturlehre, Staatslehre und Staatsrecht, Gewerkschaftswesen, Arbeitsrecht, Erziehungsfragen. Aufnahme finden Bewerber im Alter von 18 bis 30 Jahren, die keine höhere als Volksschulbildung genossen haben.

Die Bewerber haben einen selbstgeschriebenen Lebenslauf einzureichen, aus dem neben den allgemeinen Daten über Alter, Staatsangehörigkeit, Berufsausbildung usw. der Bildungsgang und der Zweck, der mit dem Besuch der Schule anstrebt wird, hervorgeht. Ferner ist ein selbstgeschriebener Aufsatz über das Thema:

„Wie kam ich zu meinem Berufe und welche Erfahrungen habe ich im Arbeitsleben gemacht“ einzusenden.

Für die vom Vorstand zur Heimboltschule entsandten Führer übernimmt die Hauptkasse folgende Kosten:

1. Schulgeld, unbefristet Logis und freie Verpflegung in Tinz (Bettwäsche ist mitzubringen).
 2. Einen bestimmten Betrag als Wäsche- und Taschengeld, ferner einen einmaligen Bücherzuschuß.
 3. Fahrgehalt 3. Klasse vom Wohnort nach Tinz und nach Beendigung des Lehrganges von Tinz zum Wohnort zurück.
- Der Kurs beginnt am 1. August 1929 und dauert bis Weihnacht 1929.

Die Bewerbungen sind spätestens bis Ende März 1929 an den Vorstand des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Stuttgart, Höttestraße 16, einzusenden.

Dem Vorstand stehen 3 bis 4 Plätze zur Verfügung. Die Entscheidungen über die Bewerbungen trifft der Vorstand und das Lehrerkollegium.

Richtigstellung

In den Anm. 6 und 7/1929 der WZ haben wir unter der Überschrift „Warnung“ mitgeteilt, daß die Firma Peterßen & Johansen in Wabel bei Hamburg sogenannte „Verteiler“ angeworben habe unter Vertragsbestimmungen, die eine Reihe von Prozeffen gezeitigt haben, und unsere Mitglieder vor dem Eingehen solcher Verträge gewarnt, da der DWS für solche Prozeffälle Rechtsschutz nicht gewährt. Wir betonen, daß sich diese „Warnung“ nicht auf die genannte Firma bezog, sondern auf unsere Mitglieder, die darauf aufmerksam gemacht werden sollen, daß das Statut des Verbandes einen Rechtsschutz für Prozeffe nicht zuläßt, die sich etwa aus einem Vertragsverhältnis zwischen Verbandsmitgliedern und der genannten Firma ergeben können.

Aufforderung zur Rechtfertigung:

Das nachgenannte Mitglied wird nach § 23 Abs. 4 des Statuts aufgefordert, sich gegen erhobene Verduldigungen zu rechtfertigen. Die Rechtfertigung ist dem Vorstand einzureichen. Die Rechtfertigung ist dem Vorstand einzureichen.

Auftrag der Verwaltungsstelle Trier:

Der Schloffer Hugo Fleck, geb. am 24. Februar 1894 in Sterade, Mitgliedsbuch Nr. 6.29988, wegen Nichtabrechnen mit Beitragsmarke.

Gestohlen wurde:

Mitgliedsbuch Nr. 6.28225, lautend auf den Elektriker Rudolf Richter, geb. am 12. August 1900 zu Döhlen. (Dresden.) Stuttgart, Höttestraße 16. Der Verbandsvorstand.

Zur Beachtung! • Zugang ist fernzuhalten.

von Drechern und Gießern nach Graf (Andriker Maschinenfabrik) u. s. w. D. von Metallarbeitern aller Branchen nach Brake in Oldenburg (Leuzische Gromout Motorenfabrik) D.

E = Lohnbewegung, I = Disziplin, v St = Streit in Sicht, St = Streit, W = Währungsrechnung, Wt = Wirtshaus, A = Auslieferung, Anträge auf Vertagung von Sperren müssen von den Ortsverwaltungen über die Bezirksleitungen an den Vorstand eingereicht werden und ausreichend begründet sein.

Verbandsanzeigen

Rannheim. Als erster Kassierer wurde der Kollege Karl Böhmig, Rannheim, gewählt. Allen Werbern Dank.

Schriftenschau

Jugend und Jugendwerte (Festschrift der Arbeiter, Heft 2), 32 Seiten, 30 J. Verlag G. Altendörger, Waldenburg-Altmasser in Schlesien. Eine Sammlung von geeigneten Gedichten und Betrachtungen, Darstellungen und einer großen Anzahl Angaben weiterer geeigneter Gedichte, Erzählungen, Betrachtungen, Gesänge und Musik, sowie Besprechungen. Ein Werk in sozialistisch freigeistigem Sinne unter Mitarbeit von bekannten Arbeiterdichtern.

Die der Reich keinen Gott kauft. Von Eduard Simmel. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Julian Vorhards, 125 Seiten Text und 12 Seiten Bildband, 1.30 M. Verlag der Neuen Gesellschaft, Berlin-Schönhaufen. Eine Anwendung des historischen Materialismus auf die Religionsgeschichte. In dem Buch wird zum ersten Male die Entstehung und Wandlung aller Religionen aus den wirtschaftlichen Bedürfnissen der Menschen und jahrenlangem Entfaltung der Produktion abgeleitet. Aberrajende und überzeugende Ergebnisse stellen sich dabei heraus.

Das autonome Schweißen und Schneiden. Ausführliche Anleitung aus der Praxis von Max Duffschmidt mit 61 Abbildungen, 2. Auflage, Preis 4 M. Verlag von Gustav Wolf, Dresden-L. Die autonome Metallschweißung hat wohl heute in allen metalltechnischen Betrieben Eingang gefunden und es ist erforderlich, in dem vorliegenden Buch eine ganz ausführliche Abhandlung zu finden, die für den Praktiker bestimmt ist und ihn sehr eingehend und äußerst leicht verständlich mit den Anfängen der autonomen Schweißung vertraut macht.

„Kotes Herz der Erde“, Balladen, Gedichte und Gesänge von Paul J. Ausgewählt und eingeleitet von Walter G. Döhlmann, Berlin 1929, Doppelpfand kart. 0.50 M., Falcklein 1.50 M., Falcklein 3 M. Arbeiterjugend-Verlag, Berlin SW 61 Belle-Alliance-Platz 8.

Spiegelbild der Wirtschaftslage Englands

Durch die im Jahre 1920 erfolgte Ausdehnung der Arbeitslosenversicherung auf alle in der Industrie, im Handel und Verkehr, im Verwaltungsdienst und in den freien Berufen beschäftigten Arbeiter, sowie die Angestellten mit Jahresbezüge bis zu 250 Pfund ist es in England möglich geworden, den Umfang der Arbeitslosigkeit statistisch zu erfassen. Jede versicherte Person, die arbeitslos wird, muß ihr Arbeitslosenbuch bei dem zuständigen öffentlichen Arbeitsnachweis hinterlegen, auch wenn sie nicht auf Unterstützungen Anspruch hat. Erst bei Stellenantritt wird das Buch wieder zurückgegeben. Ausgeschlossen werden solche Arbeitslose, die sich zwei Monate lang beim Arbeitsnachweis nicht mehr gemeldet haben oder von denen feststeht, daß sie krank sind, zu einem nicht versicherten Beruf übergingen, auswanderten usw.

Ausgenommen von der Versicherungspflicht sind hauptsächlich die landwirtschaftlichen Arbeiter und Angestellten, die Heimarbeiter, die Hausangestellten und solche Gruppen sonst versicherungspflichtiger Personen, bei denen Eintritt von Arbeitslosigkeit nicht anzunehmen ist, wozu hauptsächlich Eisenbahnangestellte und Angestellte von Ortsbehörden gehören.

Die letzte Schätzung der Zahl der versicherten Personen bezieht sich auf den Stand im Juli 1928. Damals waren 11 882 000 Personen versichert, verglichen mit 12 131 000 Personen im Juli 1927. Der Rückgang beträgt rund eine Viertelmillion, er ist ein sicheres Anzeichen von der abermals eingetretenen Verschlechterung der Wirtschaftslage.

In der Metallindustrie und im Fahrzeugbau zusammen nahm die Zahl der versicherten Personen von 2 152 410 Mitte 1927 auf 2 088 170 Mitte 1928 ab, das ist um 64 240 oder 3 vH. In der Erzeugung von Metallen, also hauptsächlich in der Schwerindustrie, nahmen die versicherten Personen von 343 300 auf 321 170 ab, im Maschinenbau von 764 280 auf 744 220, im Schiffbau von 216 030 auf 202 430 usw. Nur in der Gruppe Bau und Reparatur von Fahrzeugen für den Verkehr zu Lande und in der Luft nahm die Zahl der versicherten Arbeiter in allerdings sehr geringem Maße zu. Der größte Teil dieser Zunahme traf auf die Untergruppe Bau und Reparatur von Kraftfahrzeugen, Fahrrädern und Luftfahrzeugen, in der 1927 232 860 und 1928 234 830 versicherte Personen gezählt wurden.

Bemerkenswert ist, daß in allen vier Untergruppen des Maschinenbaues der Abnahme der männlichen Personen eine Zunahme der weiblichen Personen gegenübersteht. Dasselbe gilt von den Gewerbearten Ofenfabrikation, Fabrikation elektrischer Beleuchtungsgegenstände, Fabrikation von Waren aus Messing und ähnlichen Metallen usw. Der Hauptanlaß der Verdrängung der Männerarbeit durch Frauenarbeit ist wohl die erheblich geringere Entlohnung der letzteren.

Die Verschlechterung der Wirtschaftslage findet besonders in der Zunahme der Arbeitslosigkeit ihren Ausdruck. Insgesamt waren im Jahresdurchschnitt 1927 9,7 vH und 1928 10,9 vH der versicherten Personen arbeitslos, wobei diejenigen Kurzarbeiter mitgezählt sind, deren Arbeitszeitausfall so bedeutend war, daß sie auf Leistungen der Versicherung Anspruch hatten. Die Zunahme der Arbeitslosigkeit war besonders vom März bis Juni bedeutend.

Das Ansteigen der Arbeitslosigkeit gegenüber 1927 war nicht allgemein. Am schwersten betroffen wurden der Kohlenbergbau, der Schiffbau, einige Zweige der Textilindustrie und die Schuhindustrie. In der Metall- und Fahrzeugindustrie waren die Arbeitslosenziffern 1927 und 1928 im allgemeinen nicht sehr verschieden. Außer dem Schiffbau wiesen nur die Roheisenherzeugung sowie der Eisenbahn- und Straßenbahnwagenbau eine erhebliche Zunahme der Arbeitslosigkeit auf.

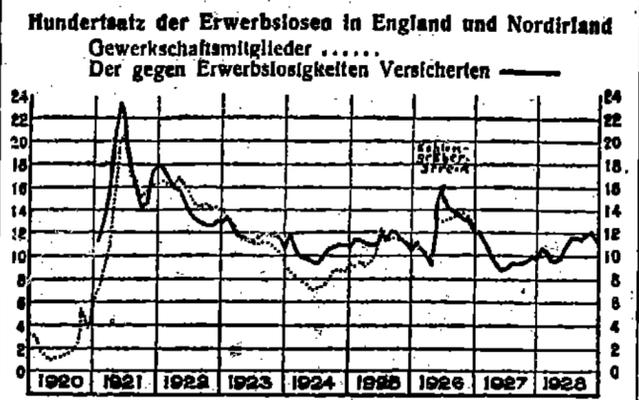
Den Umfang der Vollarbeitslosigkeit in den wichtigsten Metallgewerben und zu gewissen Zeitpunkten veranschaulicht die folgende Tabelle.

	Juni		Dezember	
	1927	1928	1927	1928
Roheisenherzeugung	8,8 vH	11,6 vH	11,8 vH	15,4 vH
Eisen- und Stahlwerke	8,3	8,2	9,0	10,3
Maschinenbau im allgemeinen	7,3	6,7	6,9	7,0
Bau elektrischer Maschinen	4,1	4,2	3,7	4,0
Schiffmaschinenbau	14,1	11,9	11,2	13,5
Kraftwagenbau	5,0	6,0	5,7	5,5
Eisenbahn- und Straßenbahnwagen	3,8	5,6	4,0	6,9
Schiffbau	22,4	25,0	20,6	28,9
Oefen und sonstige Großwaren	7,5	8,2	7,2	8,3
Elektrische Bedarfsartikel	5,8	4,9	4,2	4,3
Werkzeuge, Messerschmiedewaren usw.	9,4	9,0	9,1	8,8
Uhren, Schmuck usw.	6,0	5,2	4,2	5,1

Von 429 Hochöfen waren Ende Dezember 1928 132 in Betrieb, verglichen mit 148 im Januar, gegenüber 168 1927. Die durchschnittliche monatliche Roheisenproduktion ist von 607 000 Tonnen 1927 auf 550 900 Tonnen 1928 gesunken. In den Eisen- und Stahlwerken war der Geschäftsgang während des ganzen Jahres schlecht, was weniger in der Zahl der Vollarbeitslosen als im Umfang der Kurzarbeit Ausdruck findet. Vollarbeitslose und Kurzarbeiter zusammen bildeten im Dezember 20,4 vH aller versicherten Personen; der Höchststand der Gesamtbeschäftigung, nämlich 24,4 vH, wurde im August erreicht. In den meisten Zweigen des Maschinenbaues war der Geschäftsgang verhältnismäßig befriedigend; ausgesprochen schlecht war er nur im Schiffmaschinenbau. Im Schiffbau war die Tätigkeit noch merklich schlechter als 1927. Ende Dezember 1928 befanden sich Schiffe von zusammen 1 243 000 Bruttotonnen im Bau, verglichen mit 1580 Bruttotonnen Ende 1927.

An kollektiven Lohnänderungen waren nach den Feststellungen des Arbeitsministeriums im Jahre 1928 1 820 000 Arbeiter beteiligt; nur 212 000 von ihnen

erlangten Erhöhungen, die übrigen erlitten Verkürzungen der Löhne. In der Eisen- und Stahlindustrie wurden die Löhne von 39 250 Arbeitern erhöht und von 45 500 Arbeitern gekürzt. Noch stärker überwiegen die Lohnkürzungen im Maschinenbau und Schiffbau, wo sie 106 000 Arbeiter betrafen, während 55 000 Arbeiter an Lohnerhöhungen beteiligt waren. In den übrigen Metallgewerben erlangten 2400 Arbeiter Lohnerhöhungen und 49 250 Arbeiter erlitten Lohnkürzungen. Von den Eisen- und Stahlwerken abgesehen, war das Ergebnis der kollektiven Lohnänderungen 1928 entschieden ungünstiger als 1927.



Die Meßziffer der Kosten der Lebenshaltung stand am 31. Dezember 1927 um 68 vH und am 1. Januar 1929 um 67 vH über der 1914 erreichten Höhe. Die Preise sanken bis Anfang März, blieben bis Ende April gleich und stiegen dann etwas bis Ende November; im Dezember folgte eine unbedeutende Senkung.

Von 302 Streiks und Aussperrungen mit 124 300 Beteiligten (1927 114 200) trafen auf die Metall- und Fahrzeugbauindustrie 51 mit 8200 Beteiligten. Der Arbeitszeitverlust infolge der Arbeitseinstellungen in dieser Industriegruppe wird auf 60 000 Tage geschätzt, während er sich 1927 auf etwa 81 000 Tage belief.

Konferenz der mitteleuropäischen Hüttenarbeiter

J. B. Im Jahre 1927 beschlossen die Metallarbeiterverbände Österreichs und der Tschechoslowakei auf Anregung des Internationalen Metallarbeiterbundes eine Zusammenfassung der mitteleuropäischen Hüttenarbeiter, um organisatorisch auch dort einzudringen, wo die Organisations- und damit auch die Lohn- und Arbeitsverhältnisse nicht genügt. Es fand damals eine Konferenz statt, an der Vertreter aus Österreich, Ungarn, der Tschechoslowakei, Rumänien und Jugoslawien teilnahmen. Es wurde ein Ausschuss gebildet, der sich bemühte, das gesteckte Ziel zu erreichen.

Am 2. und 3. März d. J. fand nun in Brünn die zweite Konferenz dieser Art statt, die noch besser besetzt war als die erste und an der neben den früher genannten Ländern auch Polen vertreten war. Insgesamt nahmen an der Konferenz 92 Vertreter teil, die sich mit den Verhältnissen der Hüttenarbeiter, besonders auch im Hinblick auf den Ruhrkampf beschäftigten. Genosse Viktor Stein (Wien) besprach die allgemeine Lage, Kollege Kaufmann über die Lohnverhältnisse sowie den sozialpolitischen Stand der Hüttenarbeiter in den angelegenen Ländern. Genosse Hampf (Prag) sprach über die Rationalisierung und ihre Auswirkungen auf die Arbeiterschaft.

Die Aussprache, an der Vertreter aller Länder teilnahmen, förderte beachtliche Tatsachen zutage. So erfuhr man, daß in Jugoslawien zwar der Achtstundentag gesetzlich besteht, jedoch in dem großen Eisenwerk in Abling und auch anderswo nicht eingehalten wird. Die Lohnverhältnisse sind nach jugoslawischen Verhältnissen nicht übel. Die jugoslawische Eisenindustrie umfaßt fünf Betriebe mit 4250 Arbeitern. Der in Jugoslawien herrschende Polizeizustand hemmt die gewerkschaftliche Arbeit sehr stark. Auch die ungarischen Kollegen leiden unter der mangelnden Freiheit, doch gelang es ihnen, seit der letzten Konferenz 30 vH neuer Mitglieder unter den Hüttenarbeitern zu gewinnen. Auch hier besteht gesetzlich der Achtstundentag, doch sind die staatlichen Eisenwerke unter den ersten, die das Gesetz übertreten. Wo eine gute Organisation besteht, werden Stundenverdienste bis zu 1,15 Mk. erreicht. Die polnischen Kollegen leiden unter der Verschiedenartigkeit der Organisationsgebiete, die durch die Zusammenlegung aus drei Staatsgebieten entstanden, ebenso durch die Verschiedenartigkeit der Gesetzgebung. So besteht zum Beispiel im früheren Russisch-Polen ein Urlaubsgesetz, das den ein bis drei Jahre beschäftigten Arbeitern einen achtstündigen bezahlten Urlaub sichert, jenen, die über drei Jahre beschäftigt sind, einen fünfzehntägigen. Die österreichische Arbeiterschaft muß erst um die Anerkennung dieses Gesetzes ringen. Ebenso wird in Russisch-Polen der Achtstundentag eingehalten, in Oberschlesien aber meist nicht. In Rumänien sind die Verhältnisse ebenfalls recht verschiedenartig, im früheren Siebenbürgen besser, in Altruänien schlechter. Tatsächlich eingehalten wird der Achtstundentag nur in Österreich und in der Tschechoslowakei. Die Organisation ist in ihrer Gesamtheit als schlecht anzusprechen; es dürften kaum 25 vH der in Betracht kommenden Arbeiter organisiert sein.

Als Ergebnis der Beratungen wurde ein Manifest an die Hütten- und Walzwerksarbeiter der betreffenden Länder erlassen, worin sie auf die drohenden Gefahren hingewiesen und zu verstärkter Organisations- und Aufklärungsarbeit aufgefordert werden. Eine Entschliebung stellt fest, daß sich die Arbeiterschaft dem technischen Fortschritt nicht entgegenstelle, jedoch eine einseitig durchgeführte Rationalisierung ablehnen müsse. Die Konferenz fordert daher, daß der achtstündige Arbeitstag oder das Dreischichtensystem überall eingehalten wird. Die Arbeiterschaft selbst als auch ihre Vertreter im Parlament sollen dort, wo der Achtstundentag noch nicht gesetzlich besteht, auf die Anerkennung des Washingtoner Abkommens drängen. Der Einfluß der Betriebsräte in den Betrieben soll erhöht, zur Mitwirkung bei der geplanten Rationalisierung sollen besondere Kommissionen in den Betrieben gebildet werden. Wo keine Betriebsräte bestehen, ist ihre gesetzliche Einführung anzustreben. Die Löhne sind zu erhöhen, damit der Arbeiterschaft ein gewisser Ausgleich für die erhöhte Arbeitsanspannung gewährt wird. Diese erfordert auch eine allmähliche Verkürzung der Arbeitszeit unter acht Stunden und es wird daher gefordert, daß zum mindesten genügende Reservemannschaften angestellt werden sollen, um entweder entsprechende Zwischenpausen oder aber eine tatsächliche Verkürzung der Arbeitszeit zu erreichen.

Der neue Ausschuss wurde aus den Kollegen Domes (Wien) und Hampf als Vorsitzenden bestimmt, weitere Mitglieder sind Csapo (Budapest), Stein (Wien), Kadlec (Prag) und Kaufmann (Komotau).

Sowjetrußland

Die Rolle der Gewerkschaften

Jeden Freitag bringt der Trud regelmäßig Anfragen aus Arbeiterkreisen, die er unter der Überschrift: „Wodüber man sich in den Werkstätten unterhält“ veröffentlicht. Diese Fragen deuten darauf hin, daß die Arbeiterschaft in ihren Betrachtungen oft stark abweicht von der Linie, die ihnen die kommunistische Partei vorschreibt, und sie lassen ferner erkennen, daß die Arbeiterschaft über zahlreiche Fragen wesentlich anders denkt, als es die Regierung wünscht. So lautet eine der Anfragen, die wir im Trud (vom 25. d. M. Nr. 20) finden, wie folgt:

„Wenn bei uns der Arbeiter Herr der Fabriken und Werke ist, warum müssen dann noch die Gewerkschaften die Arbeiterschaft gegen die Trust- und Betriebsleitungen verteidigen? Das ist doch unlogisch.“

Die Schriftleitung des Trud erwidert hierauf, indem sie die Bedeutung und die Rolle der Gewerkschaften im Rahmen der sowjetrussischen Industriewirtschaft wie folgt kennzeichnet:

„Die Rolle der Gewerkschaften im kapitalistischen Wirtschaftssystem beschränkte sich auf den Schutz der Arbeiterklasse gegen die Kapitalisten und die Regierung. Im Zustand der Diktatur des Proletariats, in dem das Proletariat die herrschende Klasse darstellt, besteht die Hauptaufgabe der Gewerkschaften darin, eine Stütze des Arbeiterstaates zu sein und seine wirtschaftliche und politische Macht zu stärken. Man könnte annehmen, daß, wenn der Oberste Volkswirtschaftsrat, die Trustleitungen und alle sonstigen Wirtschaftsstellen von der Arbeiterklasse besetzt werden, es keines besonderen Schutzes der Arbeiterschaft bedürfe. In diesem Sinne hat sich im Jahre 1921 Trotzki geäußert. Er hat vorgeschlagen, die Gewerkschaften zu verstaatlichen, das heißt sie tatsächlich zu beseitigen, weil im Arbeiterstaat die Arbeiter eines besonderen Schutzes nicht bedürften und daher auch Gewerkschaften als besondere Organisationen überflüssig seien.

Dieser Anschauung ist aber Lenin entgegengetreten: „Wenn man behauptet, daß die Bourgeoisie verschwunden ist und wir den Arbeiterstaat haben, so begeht man einen Fehler, denn der Staat ist eben nicht ein reiner Arbeiterstaat, sondern ein Staat mit bürokratischen Mängeln. Unser jetziger Staat ist ein derartiger, daß das organisierte Proletariat sich doch noch verteidigen muß, und zwar gegen seinen eigenen Staat.“ Unter den bürokratischen Mängeln verstand Lenin die Tatsache, daß im Wirtschaftsapparat eine breite Schicht von Beamten bestehen geblieben ist, die zum Teil dem proletarischen Staat sogar feindlich gesinnt ist. Dieser Teil der Beamenschaft ist zudem nicht ohne Einfluß auf den kommunistischen Bestandteil des Verwaltungsapparats.

Aus diesem Grunde haben die Gewerkschaften die Aufgabe, fortgesetzt gegen bürokratische Entstellungen und Entartungen des Staatsapparats anzukämpfen und die VIII. Konferenz der Gewerkschaften hat in ihrer Entschliebung ausdrücklich aufgefodert, den Schutz der Arbeiterschaft, besonders ihrer alltäglichen Bedürfnisse noch zu verstärken. Die wichtigste Aufgabe der Wirtschaftsorgane ist die Hebung der Arbeitsergiebigkeit. Sie sind verpflichtet, die Werke rentabel und ergiebig zu gestalten. Sofern sie dabei einen Branchenegoismus und besondere amtliche Sonderinteressen an den Tag legen, ergeben sich unvermeidlich Gegensätzlichkeiten zwischen diesen Bestrebungen der Wirtschaftsorgane und den Interessen der Arbeitermassen. Es ist nun Aufgabe der Gewerkschaften, die wirtschaftlichen und kulturellen Interessen einzelner Arbeitergruppen mit den Interessen des proletarischen Staats als ganzem auszusöhnen und auf diese Weise das Millionenheer der Arbeiterschaft dem Kommunismus zuzuführen.“

Tatsächlich wird die ganze sowjetrussische Industrie von diesem Gegensatz beherrscht, der viele Übelstände innerhalb der russischen Industrie erklärt. Einerseits soll die Industrie rentabel nach kaufmännischen Grundsätzen geleitet werden, andererseits aber soll der Arbeiterschaft ein bestimmtes Höchstmaß von wirtschaftlichen und sozialen Vergünstigungen gewährt werden. Ein Ausgleich dieser gegensätzlichen Bestrebungen wäre nur möglich, wenn die Industrie rationalisiert werden könnte und die Arbeiterschaft ihre Arbeitsergiebigkeit fortgesetzt steigern würde. Beides ist aber in sowjetrussischen Verhältnissen nur in sehr geringem Umfang erreichbar.

Die Schlichtung in Frankreich

Voriges Frühjahr ist in Frankreich nach langem Kampfe der Gewerkschaften ein Gesetz für die Kranken-, Invaliditäts-, Alters- und Sterbeversicherung angenommen worden. Am 5. April dieses Jahres wird die Ausführungsverordnung für dieses Gesetz erscheinen und bald kann mit der praktischen Durchführung der Vorlage ein Anfang gemacht werden. Die kürzlich in der französischen Kammer geführte Auseinandersetzung über die Sozialpolitik der Regierung legte Zeugnis davon ab, daß einerseits die Arbeiterbewegung zu weiteren Anstrengungen ausholt und sich andererseits die Regierung darüber Rechenschaft gibt, daß sich der soziale Fortschritt nicht aufhalten läßt. Im Namen der Regierung hat der Arbeitsminister Loucheur versprochen, daß die Regierung mit Vorlagen für die Mutterschaftsversicherung und die Fürsorge für Greise vor das Parlament treten wird. Ferner seien Vorlagen geplant für die Revision des Gesetzes für Unfälle und Berufskrankheiten. In seinen allgemeinen Betrachtungen ließ Loucheur deutlich durchblicken, daß sich niemand mehr der Täuschung hingeben braucht, es lasse sich ohne eine freie Arbeiterbewegung regieren, rationalisieren und wirtschaften. Sein Programm wird natürlich den Wünschen der Arbeiter bei weitem nicht gerecht, hingegen öffnet es Wege, auf denen viel erreicht werden kann, wenn die organisierte Arbeiterschaft den nötigen Nachdruck gibt.

Dies gilt besonders auch für das nunmehr unterbreitete Gesetz für die obligatorische Schlichtung. Auch in diesem Falle sind es die Gewerkschaften gewesen, die der Idee die Wege ebnet haben. Schon lange vor Bekanntgabe der Regierungsvorlage hat der französische Gewerkschaftsbund (CGT), der wohl für die weitgehendsten Schlichtungsversuche, hingegen keineswegs für den obligatorischen Schiedspruch ist, einen eigenen Gesetzentwurf veröffentlicht, der eindeutig seine Stellungnahme zum Ausdruck bringt. Dieser Gesetzentwurf sieht drei Instanzen des Schlichtungsweges vor, die in angemessener Beschleunigung in Anspruch genommen werden sollen, das heißt eine erste Zusammenkunft der beiden Parteien, eine vom Arbeitsminister oder dem Departementspräsidenten einzuleitende Zusammenkunft und einen vom Arbeitsministerium zu ernennenden obersten Schlichtungsausschuss. Endlich kann der Konflikt auf Wunsch der beiden Parteien dem Schiedsgericht unterbreitet werden. Erfolgt auch hier keine Einigung, so nimmt der Konflikt seinen Weg. Weigert sich eine der beiden Parteien, oben angeführte Schlichtungsmöglichkeiten in Anspruch zu nehmen, so kann sie zu Geldstrafen verurteilt werden.

Der Entwurf der Regierung, der in den Einzelheiten nicht so eindeutig ist wie die Vorlage der CGT, sieht ebenfalls drei Instanzen vor, das heißt ein erstes Zusammentreffen der Parteien, eine zweite Zusammenkunft auf Einladung des Arbeitsministers und eine dritte Instanz in Form einer obersten Schlichtungskommission, die sich aus einer gleichen Zahl von Unternehmer- und Arbeitervertretern zusammensetzen soll. Diese Vertreter sind unter den Mitgliedern des Nationalen Wirtschaftsrates zu wählen, wobei der Minister die Möglichkeit hat, auch Vertreter der direkt betroffenen Parteien einzubeziehen.

